

Geschichte des Mittelalters von Luxemburg aus gesehen

von P. Biermann
Professor am Athenäum

Zweiter Teil
mit 60 Bildern

1939 • Verlag der A. S. vorm. Biermann-Schock, Grevenmacher

P. BIERMANN

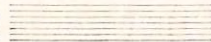
Geschichte
des
Mittelalters
von
LUXEMBURG
aus gesehen

II. TEIL

1939

Verlag der A. G. vorm. G. BIERMANN-SCHOCK, Grevenmacher.



N^o. 

●

Alle Rechte vorbehalten
Abdruck auch auszugsweise
nur mit Erlaubnis des Autors.
_____●

Vorwort

Ursprünglich sollte die „Geschichte des Mittelalters, von Luxemburg aus gesehen“ in einem einzigen Bande erscheinen. Umstände, von denen im Nachwort die Rede sein wird, haben mich dazu bewogen, den ersten Teil herauszugeben, bevor noch die Gesamtarbeit fertiggestellt war. Um die Tragweite und den Aufbau des Werkes zu verstehen, wird man also wohl auf Band I zurückgreifen müssen. Dort wird man im Vorwort die Gründe auseinandergelegt finden, die zur Abfassung dieses Versuches geführt haben. Dort wird man auch eine Einführung in die Geschichte unserer Gegenden im Altertum finden, sowie die Geschichte des Mittelalters bis zur Jahrtausendwende. Sie zerfällt in die zwei Hauptteile: **A. Die Vorherrschaft von Papsttum und Frankenreich.** — **B. Die Vorherrschaft von Papsttum und deutschem Kaisertum.** Abschnitt B. beginnt mit **I. Der Niedergang der fränkischen Teilreiche** und wird unterbrochen mitten in der Entwicklung des Teiles **II. Der Aufstieg Deutschlands.** Mit der Fortsetzung dieses Teiles II. beginnt dann der vorliegende Band.

So liegt denn jetzt, allen Schwierigkeiten zum Trotz, diese meine Einführung in die Geschichte des Mittelalters abgeschlossen vor. Daß ich damit nichts Vollkommenes geschaffen habe, dessen bin ich mir wohl bewußt. Ja, in diesem Bewußtsein habe ich jahrelang und bis zum letzten Augenblick — leider vergebens — versucht, eine Zusammenarbeit mit Fachgenossen in die Wege zu leiten. Was mir im engen Zirkel der Studierstube und der Spezialkonferenzen versagt blieb, nämlich die Aufzeigung von meiner Arbeit anhaftenden Mängeln, wird mir hoffentlich nun, da die Öffentlichkeit der Debatten einen neuen Anreiz bildet, endlich doch zuteil werden.

Zum Schluß möchte ich allen, die mir bei meiner Arbeit behilflich waren, meinen herzlichen Dank aussprechen. So meinem lieben Kollegen Herrn J. P. Erpelding, der mich auf einige Unzulänglichkeiten meines Manuskriptes aufmerksam machte. So auch Herrn Paul Faber, Direktor der Obermosel-Zeitung, der wie kein Zweiter Verständnis für die Nöte Luxemburger Autoren besitzt und durch seine Großzügigkeit diese Veröffentlichung materiell erst ermöglicht hat. So auch ganz besonders Herrn Pierre Blanc, der in selbstlosester Weise mir seine Bildkompositionen und seine reichen Sammlungen zur Verfügung stellte; mit dem künstlerischen und geschichtlichen Können, das ihn auszeichnet, eigene Illustrationen schuf; mir in der Bildauswahl oft als sachkundiger Berater zur Seite stand und sogar für die Umgestaltung des Textes manchen wertvollen Wink gab.

Mit Hilfe dieser Männer glaube ich ein Werk geschaffen zu haben, das für die Entwicklung des Geschichtsunterrichtes in unseren Mittleren Lehranstalten richtunggebend sein wird.

Luxemburg, im Dezember 1938.

P. BIERMANN.

**Geschichte des Mittelalters
von LUXEMBURG aus gesehen**

II. Der Aufstieg Deutschlands. (Fortsetzung)

§ 72. Die fränkischen Kaiser; Konrad II. — Nach dem Aussterben des sächsischen Hauses wählten die versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten den fränkischen Grafen Konrad. Als Konrad II. (1024—1039) bestieg er den Kaiserthron. Ein Jahrhundert lang sollte sein Geschlecht die Geschicke Deutschlands lenken (1024—1125).

§ 73. Heinrich III; sein Verhältnis zu den inneren und äußeren Feinden. — Unter Konrads Sohn und Nachfolger Heinrich III. (1039—1056) erreichte die deutsche wie die kaiserliche Macht

ihren Höhepunkt. Den Fürsten gegenüber schien er endgültig den Sieg davongetragen zu haben, denn Franken, Schwaben, Bayern, Burgund und Italien standen unter seiner unmittelbaren Botmäßigkeit. Lothringen, dessen beide Teile sich wieder vereinigt hatten, schied er nach jahrelangem Kampf gegen den Adel erneut in Unter- und Oberlothringen und minderte auf diese Weise auch dort die Macht der Großen.

Auch nach außen trug er bedeutende Erfolge davon; Böhmen erkannte ihn als Oberlehnsheer an. Damit erreichte Deutschland seine

größte Ausdehnung. Das Frankenreich Karls des Großen schien wiedererstehen zu wollen.



§ 74. **Heinrichs III. Verhältnis zu Papst und Kirche.** — Zu Anfang des 11. Jahrhunderts wurde der Papst noch immer vom Volk und den Priestern Roms gewählt. Da seine Macht und sein Einkommen sehr groß waren, bewarben sich die reichsten Familien Roms um diesen Posten. Dabei verschmähten sie es nicht, Stimmen zu kaufen und durch Gewaltanwendung die Wahl in ihrem Sinne zu beeinflussen. So kamen recht unwürdige Männer auf den Stuhl Petri; Benedikt IX. (1033—1045), der als Zwölfjähriger zum Papste gewählt wurde, war ein sittlich verkommener Mensch; Gregor VI. (1045—1046) wird zwar von seinen Zeitgenossen als einwandfreier Mensch hingestellt, hatte aber von seinem Vorgänger dessen Abdankung erkaufte.

Um diesen Mißständen ein Ende zu bereiten, zugleich aber auch, um sich das Papsttum untertänig zu machen, griff Heinrich III. in die Papstwahl ein. Er setzte es durch, daß ein Deutscher Papst wurde, und ließ die Bevölkerung Roms schwören, keinen Papst zu wählen ohne Erlaubnis des Kaisers.

Und wirklich konnte er dann dreimal nacheinander ihm ergebene Deutsche zur Papstwürde erheben.

Das Bündnis, das Otto der Große 962 mit dem Papste eingegangen war, wirkte sich also ganz zugunsten der Kaiser aus. Nicht nur kümmerten sie sich, seit die Bischöfe meist Vasallen und Beamte des Kaisers geworden waren (vgl. § 66, Abschn. 4), entscheidend um die Bischofswahlen: dadurch, daß sie Päpste ein- und absetzten, stellten sie ihre Macht über die ihres Bundesgenossen, des Papstes.

§ 75. **Heinrich IV.; seine Minderjährigkeit.** — Tatsächlich besaß also zu Lebzeiten Heinrichs III. der Kaiser die höchste Macht im Abendlande. Zum Unglück für das Reich starb er schon zu 39 Jahren und hinterließ als Nachfolger seinen erst sechsjährigen Sohn Heinrich IV. Dessen Mutter führte die vormundschaftliche Regierung.

Durch diese Verhältnisse sollte das deutsche Kaisertum den Fürsten und dem Papste gegenüber die Machtstellung wieder einbüßen, die es seit Otto dem Großen in zähem Kampfe erobert hatte.

An erster Stelle benutzten die Großen des Reiches die Gelegenheit, um die frühere Macht wiederzuerlangen.

Da nach altem Brauch derjenige die königliche Macht ausüben durfte, der die Person des minderjährigen Königs bei sich hatte, so entführte im Einvernehmen mit einer Gruppe von Adligen der Erzbischof Anno von Köln durch List den zwölfjährigen König an seinen Hof und regierte in seinem Namen. Ein Jahr darauf benützte der Bischof Adalbert von Bremen eine

längere Abwesenheit des strengen Anno dazu, durch übergroße Nachsicht und Verwöhnung den Jungen an sich zu fesseln. Als er annahm, daß dieser ihm auch künftig zu Willen sei, ließ er den Fünfzehnjährigen mündig erklären.

So bestieg denn Heinrich IV. unter sehr ungünstigen Umständen den Thron. Die Fürsten waren sich wieder ihrer Kraft bewußt; in Sachsen erregten sie einen Aufstand, der den jungen König zur nächtlichen Flucht aus der Harzburg zwang (1073). Hinzu kam, daß die mangelhafte und zweckwidrige Erziehung, die der junge Prinz an den verschiedenen Höfen erhalten hatte, seine schlechten Anlagen, wie Verschlagenheit und Rachsucht, Launenhaftigkeit und Unüberlegtheit, außerordentlich entwickelt hatte.

Das Papsttum, das zu Heinrichs III. Zeiten in die Abhängigkeit vom Kaisertum geraten war, hatte Aussicht, sich unter Heinrich IV. von dieser Bevormundung zu befreien.

§ 76. **Reformbestrebungen der Cluniazenser; Reform der Papstwahl durch Hildebrand.** — Wichtige Vorarbeit war schon geleistet. Nahe bei Mâcon (an der Saône) war (910) das Kloster Cluny entstanden, dessen Mönche sich für eine tiefgehende allgemeine Reform der Kirche einsetzten. Ihr Einfluß wurde dadurch außerordentlich stark, daß sie, zuerst in Frankreich, Hunderte von Tochterklöstern gründeten, die alle vom Mutterkloster aus geleitet wurden; nach Deutschland gelangten die Ideen der Cluniazenser durch Vermittlung der lothringischen Klöster: arbeiteten doch schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts die Mönche von Stavelot, St. Maximin in Trier, Echternach usw. in diesem Sinne.

Ein früherer Mönch von Cluny, Hildebrand mit Namen, war schon zur Zeit Heinrichs III. päpstlicher Kanzler (Geheim-schreiber) geworden. Als solcher hatte er, ganz im Sinne seines Ordens, die grundlegende Reform durchzusetzen vermocht: eine päpstliche Bulle, die unter seiner Eingebung (1059) geschrieben und veröffentlicht wurde, entzog die Papstwahl so viel wie möglich den weltlichen Einflüssen. Weder das römische Volk noch der Kaiser sollten in Zukunft das Recht haben, den Papst zu wählen. Einzig und allein die Vorsteher der Hauptkirchen Roms, die sog. Kardinäle, durften die Wahl vornehmen.

§ 77. **Mißstände in der Kirche.** — Einen Triumph für die Reformbestrebungen der Cluniazenser bedeutete es, als etwas später Hildebrand zum Papst gewählt wurde. Er nahm den Titel Gregor VII. an; als Gregor der Große ist er in die Geschichte eingegangen.

Die Mißstände, die bis dahin in Rom geherrscht hatten, trafen auch für die einzelnen Bistümer und Äbte zu. Diese gehörten den weltlichen Fürsten, welche die Bischöfe und Äbte damit belehnten, indem sie ihnen als Sinnbilder der weltlichen Macht Szepter und Schwert verliehen; das nannte man die weltliche Investitur, letzteres Wort vom lateinischen investire = einkleiden, bekleiden. Sehr begreiflich war es nun, daß die Könige und Fürsten nur Männer ihrer eigenen Wahl zu Vasallen haben wollten. Und so hatten sie sich bei der Schwäche des Papsttums das Recht angemahnt, auch die geistliche Wahl vorzunehmen. Diese wurde versinnbildet durch die Verleihung von Ring und Bischofsstab und hieß die geistliche Investitur.

Das führte zu ähnlichen Mißständen wie die weltliche Einmischung in die Papstwahl. Viele Unwürdige, nicht selten Laien oder gar unmündige Kinder, kamen zu höchsten kirchlichen Stellen. Da diese viel einbrachten, mußte man sie, und damit auch die Bischofs- und Abtwürde, erkaufen. Die Bischöfe ihrerseits suchten sich schadlos zu halten, indem sie die Pfarreien an die Meistbietenden vergaben. Dieser schmähliche Handel mit geistlichen Dingen erinnerte das Volk an die Geschichte vom Zauberer Simon, welcher der Bibel gemäß von den Aposteln die Wundergabe erkaufen wollte, und man bezeichnete ihn allgemein als Simonie.

Viele Bewerber um eine Bischofs- oder Abtstelle waren dazu schon verheiratet. Das kümmerte die Fürsten nicht, und so wurde bald das kirchliche Gebot der Ehelosigkeit (Zölibat; vgl. franz. le célibataire, der Unverheiratete) der Priester nicht mehr beachtet.

- § 78. **Gregors VII. Maßnahmen gegen die kirchlichen Mißstände.** — Diesen Mißständen nun trat Gregor der Große mit unerbittlicher Strenge entgegen. Als obersten Grundsatz verkündete er, daß der Papst nicht nur den Inbegriff der geistlichen, sondern auch die Quelle aller weltlichen Macht darstelle. Und in schroffstem Gegensatz zu den weltlichen Fürsten und besonders zum Kaiser beanspruchte er für sich nicht nur das Recht der geistlichen, sondern darüber hinaus auch noch das Recht der weltlichen Investitur. Der Kirchenbann sollte jeden treffen, der ein Bistum oder eine Abtei von einem Laien annehmen würde; auch die Fürsten, welche die geistliche Investitur vornähmen, sollten aus der Kirche ausgeschlossen sein. Aus der Kirche ausgeschlossen wurden ferner alle, die ein kirchliches Amt erkaufte hatten, sowie jene verheirateten Priester, die sich nicht von ihren Frauen trennen wollten.

§ 79. **Der Ausbruch des Investiturstreites.** — Diese Maßnahmen trafen gleich hart die weltlichen Fürsten und die meisten kirchlichen Würdenträger. Besonders in Deutschland, wo das Übel sich am tiefsten gefressen hatte, fanden sich denn auch beide Teile zusammen, um den Anordnungen des Papstes gemeinsamen Widerstand entgegenzusetzen. Der Streit, der daraufhin ausbrach, hat, weil er sich in erster Linie um das Recht der Verleihung der Investitur drehte, den Namen *Investiturstreit* erhalten (1076—1122). Darüber hinaus aber handelte es sich darum zu entscheiden, ob der Kaiser über dem Papst oder der Papst über dem Kaiser stehe.

Ohne sich um die neuen Vorschriften Gregors VII. zu kümmern, verlieh Heinrich IV. weiterhin die bischöfliche Investitur. Als der Papst ihn darob zur Verantwortung zog, versammelte Heinrich seine — zum großen Teil schon aus der Kirche ausgeschlossenen — Prälaten im Dome zu Worms (1076) und erklärte, indem er sich als den weltlichen und geistlichen Oberherrn der Christenheit hinstellte, den Papst für abgesetzt.

Die Haltung Gregors VII. war nicht minder schroff, sein Gegenschlag nicht minder hart: überzeugt davon, daß er auch in weltlichen Dingen über dem Kaiser stehe, sprach er seinerseits die Absetzung Heinrichs IV. aus und entband dessen Untertanen vom Eid der Treue; zugleich wurde Heinrich aus der Kirche ausgeschlossen.

Jetzt rächte es sich am deutschen Kaisertume bitter, daß während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. das Unabhängigkeitsgefühl der Adligen gewachsen war. Mit Freuden nahmen sie die Gelegenheit zur Schwächung der kaiserlichen Macht wahr. Sie versammelten sich zu Tribur, unweit Mainz, und beschloßen, über ein Jahr einen neuen Kaiser zu wählen, wenn Heinrich IV. bis dahin sich nicht vom Kirchenbanne befreit habe.

In den deutschen Fürsten fand Gregor VII. also willkommene Bundesgenossen.

§ 80. **Canossa.** — Heinrich merkte, daß es auf Biegen oder Brechen ging. Um den Zusammenbruch seiner Macht zu verhindern, beschloß er plötzlich, den Papst persönlich aufzusuchen und ihm seine völlige Unterwerfung anzubieten.

Trotz des ungewöhnlich harten Winters trat er heimlich, mit geringem Gefolge den mühseligen Weg über die Alpen an. Besonders der Abstieg über Schnee und Eis gestaltete sich schwierig. Die Königin und der junge Prinz, die Heinrich mitgenommen hatte, mußten an verschiedenen Stellen in Ochsenhäute gewickelt und mit Stricken die Abhänge hinuntergelassen

1076

werden. Heinrich selbst legte lange Strecken auf allen Vieren kriechend zurück.

Der Papst war unterdessen schon nach Deutschland aufgebrochen und befand sich in Norditalien. Als er die Nachricht von der Ankunft Heinrichs erhielt, zog er sich vorsichtshalber in das feste Bergschloß Canossa zurück. Aber Heinrich konnte nicht daran denken, gewalttätig gegen Gregor vorzugehen. Vielmehr erschien er drei Tage hintereinander vor dem Tore der Burg, im Büßergewand, barfuß und barhäuptig, und bat den Papst um Verzeihung. Schließlich ließ dieser sich dazu bewegen, den Bußfertigen vom Banne zu lösen.

Dieses Ereignis war ein Triumph für Gregor VII., denn Heinrich IV. hatte durch seinen Kniefall vor aller Welt anerkannt, daß der Papst über dem Kaiser stehe. Heinrich hingegen hatte diese äußerste Demütigung auf sich genommen, nur weil er Nutzen daraus zu ziehen hoffte. Und wirklich trat nach der Aussöhnung Heinrichs IV. mit Gregor VII. ein großer Teil der Fürsten wieder auf die Seite des Kaisers. Infolgedessen konnte Heinrich, allerdings erst nach einem langen, blutigen Bürgerkrieg, die Macht in Deutschland wiedererobern.

Aber kaum fühlte er sich wieder Herr im Reiche, als er sich dem Investiturverbot von neuem widersetzte. Daraufhin wurde er ein zweites Mal aus der Kirche ausgeschlossen. Doch diesmal zog er bewaffnet gegen Rom, eroberte die Stadt und setzte einen Gegenpapst ein. Gregor mußte sich nach Salerno in Unteritalien zurückziehen; seelisch ungebrochen, aber körperlich aufgegeben, ist er dort gestorben.

Auch Heinrich hatte kein Glück. Die eigenen Söhne empörten sich gegen ihn. Vor dem jüngsten, Heinrich mit Namen, der als Führer des Adels und Anhänger der päpstlichen Partei den Vater zur Abdankung zwang, mußte er nach Lothringen fliehen. Er starb im Elend zu Lüttich, nachdem der Bischof von Speier seine Bitte um eine Küsterstelle am Dom abgeschlagen hatte.

§ 81. Heinrich V.; das Ende des Investiturstreites. — Sein Sohn Heinrich V. (1106—1125) führte mit wechselndem Erfolg den Investiturstreit weiter. Nach langen Kämpfen kam es 1122 in Worms zu einer Einigung, gemäß welcher beide Parteien einen Teil ihrer Forderungen fallen ließen; man nennt einen solchen Vertrag **Konkordat**.

1122

Das **Wormser Konkordat** bestimmte, daß die Wahl der Bischöfe in Zukunft nicht mehr vom Kaiser, sondern von den höheren Geistlichen des Bistums, dem sog. Domkapitel, vorgenommen würde. Dadurch wurde sie, ähnlich wie die

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Papstwahl, dem weltlichen Einfluß möglichst entzogen. Die Zeremonie der weltlichen Investitur durch den Kaiser sollte erst nachträglich stattfinden; zuletzt verlieh dann der Papst die geistliche Investitur.

Damit war die Herrschaft des Kaisers über Papst und Kirche gebrochen.

Diese Schwächung der Kaisermacht wirkte sich auch in Deutschland aus. Seit Otto dem Großen waren die Bischöfe die natürlichen Bundesgenossen des Kaisers im Kampf gegen den niederen Adel gewesen. Jetzt, da sie vom Kaiser unabhängig wurden, konnte dieser sich nicht mehr auf sie verlassen. Das machte sich der Adel zunutze und entzog sich immer mehr dem Einfluß des Kaisers und seiner Stellvertreter.

So z. B. löste sich Lothringen, das einst durch Erzbischof Bruno von Köln (§66) machtvoll zusammengehalten worden war, in eine Unmenge kleinerer Gebiete auf. Von Niederlothringen blieb nicht einmal der Name bestehen. Der Herzog von Oberlothringen, dem bis dahin auch die Grafschaft Luxemburg unterstanden hatte, verlor den größten Teil seiner Macht und herrschte nur noch über seinen Familienbesitz. Unter Lothringen verstand man also fortan lediglich das Gebiet an der Obermosel, das bis heute diesen Namen behalten hat. Jeder wirklichen Überwachung von Seiten des Kaisers ledig, fühlten sich die Adligen des früheren Lothringen immer weniger als zum deutschen Reichsgebiet gehörig und öffneten sich in wachsendem Maße dem Einflusse Frankreichs.

Aber auch das Papsttum war mit dem Ausgang des Streites nicht zufrieden, der ihm die weltliche Investitur und damit die ersehnte weltliche Vormachtstellung nicht beschert hatte.

Und so war das Konkordat von Worms eher ein Waffenstillstand als ein Friede. Beide Parteien sammelten neue Kräfte und bereiteten sich auf den Kampf vor, der im folgenden Jahrhundert wieder ausbrechen sollte, um diesmal bis zur Entscheidung geführt zu werden.

*
* * *

III. Die Herrschaft des Papsttums und der Kirche.

1. Der erste Kreuzzug; die Blüte des Rittertums.

§ 82. Die Ursachen der Kreuzzüge. — Während noch der Investiturstreit tobte, hatte sich das Papsttum an die Spitze der Kreuzzüge gestellt, der größten Bewegung, die das Mittelalter gekannt hat. Dadurch wurde sein Ansehen gewaltig gestärkt.

Im Mittelalter war es Sitte, daß die Christen, um eine große Gnade oder Vergebung besonders schwerer Sünden von Gott zu erlangen, nach Palästina, dem sog. Heiligen Lande, pilgerten. Die mohammedanischen Araber nahmen die Fremden, die viel Geld ins Land brachten, gut auf.

Als aber die wilden Türken, aus Innerasien herkommend, Palästina erobert hatten, wurden die Christen nicht mehr in die Grabeskirche von Jerusalem und an andere heilige Orte zugelassen und waren oft den schlimmsten Verfolgungen ausgesetzt.

Der griechische Kaiser schickte dem Papst einen Brief, um Hilfe gegen die Türken zu erbitten, welche auch in die asiatischen Provinzen des Oströmischen Reiches eingefallen waren und Konstantinopel bedrohten. Schon Gregor der Große hatte einen Kriegszug der abendländischen Ritterschaft gegen die Türken ins Auge gefaßt. Aber erst Urban II. (1088—1099) konnte den Plan ausführen.

Er hoffte dabei nicht nur das Heilige Land für den Katholizismus zu gewinnen, sondern auch die griechische Kirche, die sich 1054 von der römischen losgesagt hatte, wieder unter die Herrschaft des Papstes zu bringen. Des weiteren mußten das Ansehen und die weltliche Macht des Papstes im Sinne Gregors VII. gewaltig gestärkt werden, wenn Könige und Kaiser an der Spitze eines gemeinsamen abendländischen Ritterheeres an einem Unternehmen teilnahmen, das vom Papste gewollt und geleitet wurde.

Um seinen Plan zu verwirklichen, wandte sich Urban zuerst an die französische Christenheit. In Frankreich nämlich, wo das Königtum noch nicht erstarkt war, hatte der Adel sich bereits zum glänzenden Rittertum entwickelt, das in unbändiger Abenteuerlust von Krieg und von Fahrten in ferne Wunderlande träumte. Zudem hatte hauptsächlich unter dem Einfluß der Klöster, in denen nach dem Beispiele Clunys (vergl. § 76) ein tiefreligiöses Leben blühte, der katholische Glaube in den Anschauungen und Sitten von Adel und Volk tiefe Wurzeln gefaßt.

§ 83. **Die Vorbereitungen zum ersten Kreuzzug.** — Im Jahre 1095 hielt Urban II. in der französischen Stadt Clermont eine feierliche Kirchenversammlung ab, auf der er in feurigen Worten die Not der Pilger schilderte und seinen Willen kund gab, die Türken von den Stätten zu vertreiben, die den Christen heilig waren. Allen, die mitziehen wollten, versprach er den Schutz ihrer Güter, die Befreiung von den Steuern und die Freiheit; denen, die fallen würden, Vergebung ihrer Sünden.

„Gott will es!“ sollte der Kriegeruf lauten; Kreuzzug nannte man das Unternehmen, weil es im Namen des Kreuzes geführt wurde; ein aufs Kleid genähtes rotes Kreuz war denn auch das Abzeichen der Teilnehmer.

Eine große Menge von Gläubigen ließ sich dieses voll Begeisterung sogleich anheften. In den folgenden Monaten durchzogen Wanderprediger Frankreich und England und bewogen Tausende zum Aufbruch.

Nach Deutschland drang die Kunde durch Vermittlung Lothringens, das wie kein anderes Land dazu geeignet war, die Brücke zwischen Frankreich und Deutschland zu bilden. Der Herzog von Unterlothringen, Graf Gottfried von Bouillon, wurde zum Führer eines wichtigen Teiles des Christenheeres gewählt. Nicht nur seine Frömmigkeit und sein tapferer Sinn bewogen die Fürsten zu dieser Wahl. Dadurch daß er Sprache und Sitten der französischen und der deutschen Kreuzfahrer kannte, war er zur Führung des gemischten Heeres besonders gut geeignet.

Der Graf von Luxemburg, der im Investiturstreit auf Seiten des Kaisers stand, nahm an dem Kreuzzug nicht teil. Wohl aber reihten sich andere Luxemburger Herren, wie Walther von Straßen, Richard von Vianden, Sigmar von Grevenmacher, unter das Banner Gottfrieds von Bouillon.

§ 84. **Der Verlauf des ersten Kreuzzugs.** — Während Gottfried und die andern Anführer mit der Vorbereitung des Zuges beschäftigt waren, hatten sich schon Tausende von Ungeduldigen aufgemacht und marschierten in ungeordneten Haufen den Rhein hinauf und donauabwärts auf Konstantinopel zu, um von dort durch Kleinasien das Hl. Land zu erreichen. Fast alle kamen unterwegs vor Entbehrungen und Krankheiten und durch das Schwert um.

Im Frühjahr 1096 setzten sich die eigentlichen Kreuzfahrerheere in Bewegung. Gottfried von Bouillon wählte den Weg an Rhein und Donau entlang. Auch sein Heer mußte unsägliche Leiden erdulden. Nachdem der griechische Kaiser auf bereit gestellten Schiffen die Kreuzfahrer über den Bosporus

1096

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

gebracht hatte, schmolz ihre Zahl vor allem durch die unerträgliche Hitze und die wilden Angriffe der leichtbewaffneten, schnellen türkischen Reiter immer mehr zusammen. Nach drei-jähriger Wanderung kamen von 300 000 Kreuzfahrern etwa 20 000 vor Jerusalem an. Nach langwieriger Belagerung und überaus blutigen Kämpfen konnte die Stadt 1099 eingenommen werden.

Die Christen gründeten dann das Königreich Jerusalem und wählten zu dessen erstem Herrscher Gottfried von Bouillon. Er nannte sich aber nicht König, sondern begnügte sich mit dem Titel Beschützer des heiligen Grabes.



§ 85. Die Ritterorden. — Um auf die Dauer die neue Eroberung gegen die Türken halten zu können, brauchten die Christen ein stehendes Heer. Sie verschafften es sich durch die Gründung der sog. Ritterorden.

Diese bestanden aus Mönchen, die unter dem Ordensmantel die Rüstung trugen. Neben den gewöhnlichen drei Klostergeleubden nahmen sie noch die Verpflichtung auf sich, die sog. Ungläubigen zu bekriegen und das Heilige Land zu verteidigen. Ihr Vorsteher hieß Großmeister und war keinem König, sondern nur dem Papste Gehorsam und Rechenschaft schuldig.

Man unterschied drei Ritterorden: die Johanniter, so genannt nach dem Spital zum hl. Johann, das ihre erste Niederlassung gewesen war; die Templer oder Tempelherren, die ihr Kloster auf der Stätte des ehemaligen salomonischen Tempels hatten; und die Deutschritter, die nur Deutsche als Mitglieder aufnahmen

Diese drei Orden wurden später aus Palästina vertrieben. Die Templer setzten sich hauptsächlich in Frankreich fest; auch in unsern Gegenden hatten sie Niederlassungen (z. B. zu Roth bei Vianden). Später wurde der Orden auf Anstiften des französischen Königs Philipps des Schönen (1285—1314) aufgehoben (s. § 139).

Die größte geschichtliche Rolle war dem Deutschritterorden vorbehalten, der im 12. Jahrhundert die Eroberung des slavischen Preußenlandes unternahm. Dieses Land sollte später in der deutschen Geschichte größte Bedeutung erlangen.

§ 86. Die Entstehung des Rittertums. — Die Ritterorden waren nur eine Abwandlung dessen, was als Rittertum sich seit einigen Jahrhunderten herausgebildet und entwickelt hatte.

Der Ursprung des Rittertums ist in der fränkischen Zeit zu suchen.

Im Frankenheer erlangte nämlich die Reiterei eine immer größere Bedeutung. Da aber jeder Soldat für Ausrüstung und Unterhalt selbst aufkommen mußte, konnten nur die Reichen, d. h. die Großgrundbesitzer oder Adligen (s. § 58) sich Kriegspferde leisten. Sie behielten sie auch in Friedenszeiten, und bald sah man die hohen Herren fast nur mehr hoch zu Roß ihre Spazierfahrten machen, ihre Reisen unternehmen und zur Jagd ziehen.

Wie sich aus dem Begriff edel, d. h. von hohem Charakter, der Begriff adlig, d. h. von hoher — reicher Abstammung, gebildet hatte; so entstand aus der Bezeichnung Reiter der Ehrentitel Ritter; man meinte damit einen Adligen, dessen Vorfahren Reiter gewesen waren.

Von da ab konnte man nur durch Geburt, nicht mehr durch Reichtum oder den Besitz eines Pferdes Ritter werden.

§ 87. **Die Entwicklung des Rittertums.** — Die Ritter erbauten sich befestigte Schlösser, Burgen genannt (von bergen = schützen). Diese lagen entweder auf schwer zugänglichen Bergeskegeln (Höhenburgen), oder waren, wenn sie sich in der Ebene befanden, von einem natürlichen oder künstlichen Gewässer umgeben (Wasserburgen).

Arbeit ziemte dem Ritter nicht. Er überließ sie den Hörigen oder Leibeigenen (s. § 57), die durch ihre Abgaben zudem den Hofhalt des Herrn bestritten. Sogar um die Aufsicht über die Leibeigenen und die Eintreibung der Steuern kümmerte sich der Ritter nicht selbst, sondern überließ diese Sorge dem Meier oder Schultheißen.¹

Um sich die Zeit zu vertreiben, zog der Ritter zur Jagd und übte sich in den Waffen. Am liebsten aber ritt er in den Krieg; je weiter der Zug führte, je größere Abenteuer winkten, desto freudiger verließ der Ritter die Einsamkeit seiner Burg.

So erklärt sich auch die große Begeisterung, welche die Kreuzzüge bei der Ritterschaft auslösten. Dieses gewaltigste Unternehmen des Mittelalters wäre denn auch ohne die Teilnahme des Rittertums nicht möglich gewesen. Andererseits aber führte es dieses zu seiner höchsten Entfaltung.

Die Kreuzzüge haben u. a. die Ritter der verschiedenen Länder in gemeinsamem Kampfe zusammengebracht und die Sitten und Gebräuche der Ritterschaften Frankreichs, Deutschlands, Englands, Italiens usw. einander angeglichen.

Im 13. Jahrhundert war diese Anpassung soweit fortgeschritten, daß die Ritter im ganzen Abendland eine ausgesprochene Kriegerkaste mit gleichartiger Lebensweise bildeten.

So kann man sich denn vom Ritterleben im allgemeinen ein annähernd richtiges Bild machen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie es damals auf einer Burg wie Vianden aussah und zuging.

§ 88. **Vom Edelknaben zum Knappen.** — Es war im Mai. Auf schmalem, aufgeweichtem Wege trabte durch den grünenden Eichenbusch der Graf von Vianden. Etliche Ritter folgten ihm.

Der eine von ihnen, ein befreundeter Vasall der Nachbarschaft, hatte vor sich auf dem Pferde seinen Sohn, den vierzehnjährigen Konrad, sitzen. Seit seinem siebenten Lebensjahr hatte

¹ Meier vom lat. maior = der größere, der mächtigere; davon franz. le maire; vergl. auch Familiennamen wie Maier, Mayer, Meier usw. Schultheiß = der die Schuld heißt oder einfordert; vgl. dazu Familiennamen wie Schulte, Schulz, Scholtes usw.

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

dieser, der allgemeinen Sitte gemäß, als Edelknaube (franz. page) gedient. Jetzt brachte ihn sein Vater nach Vianden, damit er Knappe (écuyer) werde.

Eben bogen sie um einen scharfen Felsenvorsprung. Da sahen sie auf einmal in geringer Entfernung die stattliche Burg Vianden vor sich liegen. Sie gaben den müden Pferden die Sporen und kamen bald am Stadttor an, wo der Torwart sie ehrerbietigst empfing.

Während sie durch die engen, steilen Gäßchen ritten, verbeugten sich grüßend die Hörigen, und schmutzige, barfüßige Kinder pirschten sich scheu heran und gafften ihnen nach.

Hoch vom Wachturm hatte das Horn des Wächters die Herannahenden längst gemeldet, und so polterten sie ohne Aufenthalt über die niedergelassene Fallbrücke und ritten durch offene Tore bis in den großen dritten Hof. Dort sprangen sie ab, und während die Knechte die dampfenden Pferde in den Stall führten, betrat der Graf mit seinen Gästen den Ehrenhof.

Die Gräfin empfing sie freundlich und stellte dem jungen Konrad seine gleichaltrigen zukünftigen Gefährten vor, Johann und Heinrich, die auch von ihren Vätern zur Erziehung an den Viandener Hof geschickt worden waren.

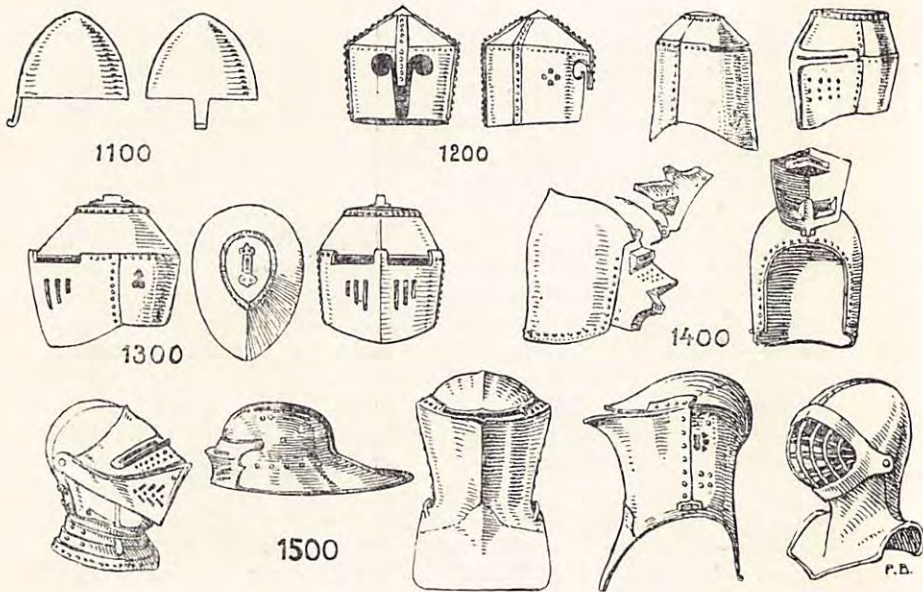
§ 89. Eine Ritterburg. — Während die Erwachsenen in ernstern Gesprächen beisammensaßen, übernahmen es Johann und Heinrich, den Neuangekommenen mit den Räumlichkeiten der Burg bekannt zu machen.

Sie führten ihn in die säulengetragene Vorhalle, wo einige Dienstmannen in Waffenrüstung die Ehrenwache hielten, zeigten ihm den sehr geräumigen Rittersaal mit den doppelmannshohen Kaminen, gingen durch Küche und Vorratsräume an dem abgrundtiefen Brunnen vorbei in den Waffensaal. Lange verweilten sie vor den alten Schuppenpanzern, den Ringpanzern und den glänzenden modernen Plattenharnischen, bewunderten bunte Helmbüschel und wappenbemalte Holzschilde, klappten zum Spaß die Visiere (Gesichtsgitter) der neuen Helme auf und nieder, schauten ehrfürchtig an den Lanzen und Schwertern hinauf, die so schwer waren, daß nur ein ausgewachsener Mann sie handhaben konnte. Dann stiegen sie in die eigenartige zweistöckige Rundkapelle, besichtigten die Schlafzimmer und durften auch einen Blick in die Kemenate, d. h. das den Frauen vorbehaltene Gemach werfen. Von oben überschauten sie die Umfassungsmauer, welche die einzelnen Höfe umschloß und zusammen mit den steilen Felsen die Burg schier uneinnehmbar machte; die einzelnen eingebauten Türme dienten zur Verteidigung, wurden aber auch zu Gefängnissen benutzt. Ein Gar-

Recherches 32

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

ten, sowie Gesindewohnungen, Ställe, eine Brauerei und andere Wirtschaftsgebäude befanden sich in dem großen Hof, der sog. Vorburg. Tief unten aber im Tale schmiegte sich an den Burgberg, von hohen Mauern eingengt, bogenförmig der Burgflecken Vianden.



DIE ENTWICKLUNG DES MITTELALTERLICHEN HELMES.

Zusammenstellung und Zeichnung von P. Blanc.

§ 50. Die Lebensweise einer Ritterfamilie. — Als nach einiger Zeit Konrads Vater abreiste, hatte der Junge sich schon eingewöhnt. In Friedenszeiten verlief der Tag, wenn nicht hohe Herren zu Besuch waren, wie auf Konrads Heimathurg, ziemlich eintönig.

Das Frühstück bestand hauptsächlich aus schwarzem Brod, Fleisch und einem Glase des sauern Weines, der an den Südhängen der Berge wuchs.

Nach dem Imbiß stieg der Graf mit den Knappen in den Hof hinunter. Dort lernten diese laufen, springen, klettern, reiten, fechten. Oft auch wurden sie mit zur Jagd genommen, wo sie ihren Mut und ihre Geschicklichkeit beweisen konnten.

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Wenn sie nach Hause kamen, hatte die Hausfrau mit ihren Töchtern das Mahl bereitet und den Tisch gedeckt. Denn während der Ritter selbst jede knechtliche Beschäftigung verschmähte, verrichteten die Edeldamen und -fräulein zusammen mit den Mägden alle Hausarbeiten, spannen, webten und schneiderten.

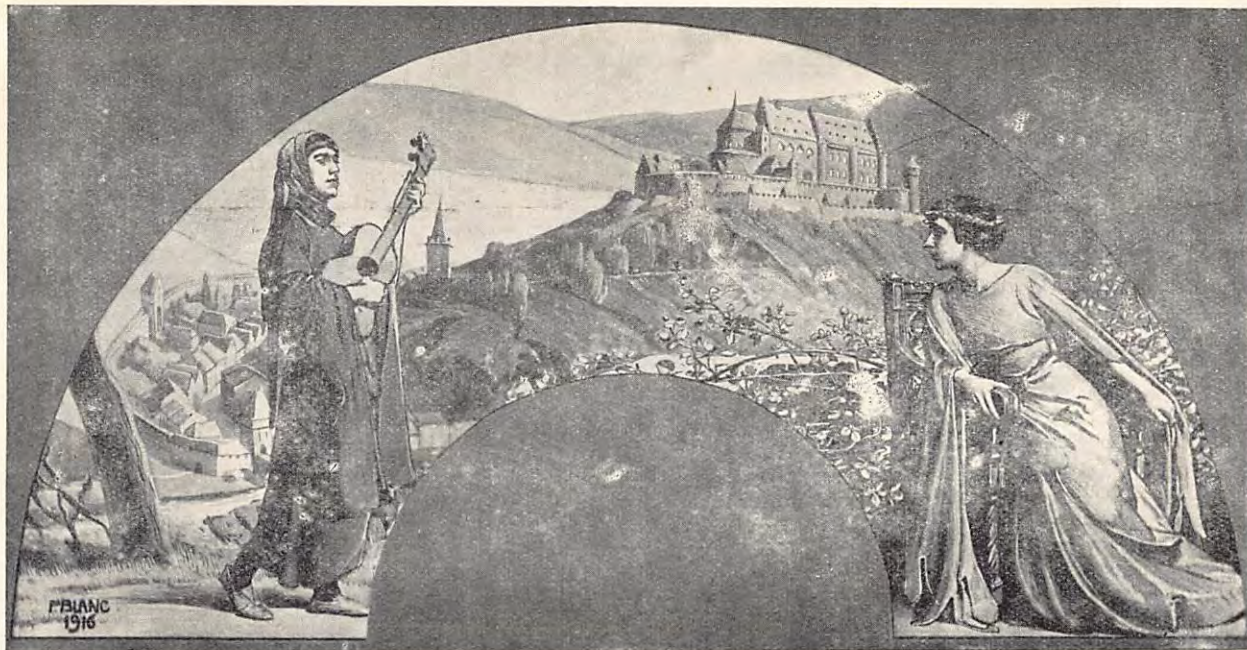
Das Essen bereiteten sie am offenen Kaminsfeuer zu. Die Töpfe wurden an einer beweglichen Metallstange (mundartlich: He'l) über das Feuer gehängt; große Fleischstücke am drehbaren Spieß gebraten. Man aß mit den Fingern aus kleinen Schüsseln. Nach dem Essen wurde die Tafel aufgehoben, d. h. die Tischplatte vom Fußgestell abgehoben, und beides aus dem Raum getragen, der dann zur Unterhaltung frei wurde.

Die Frauen spielten gerne Ball oder Reigen, die Männer Schach und Würfel.

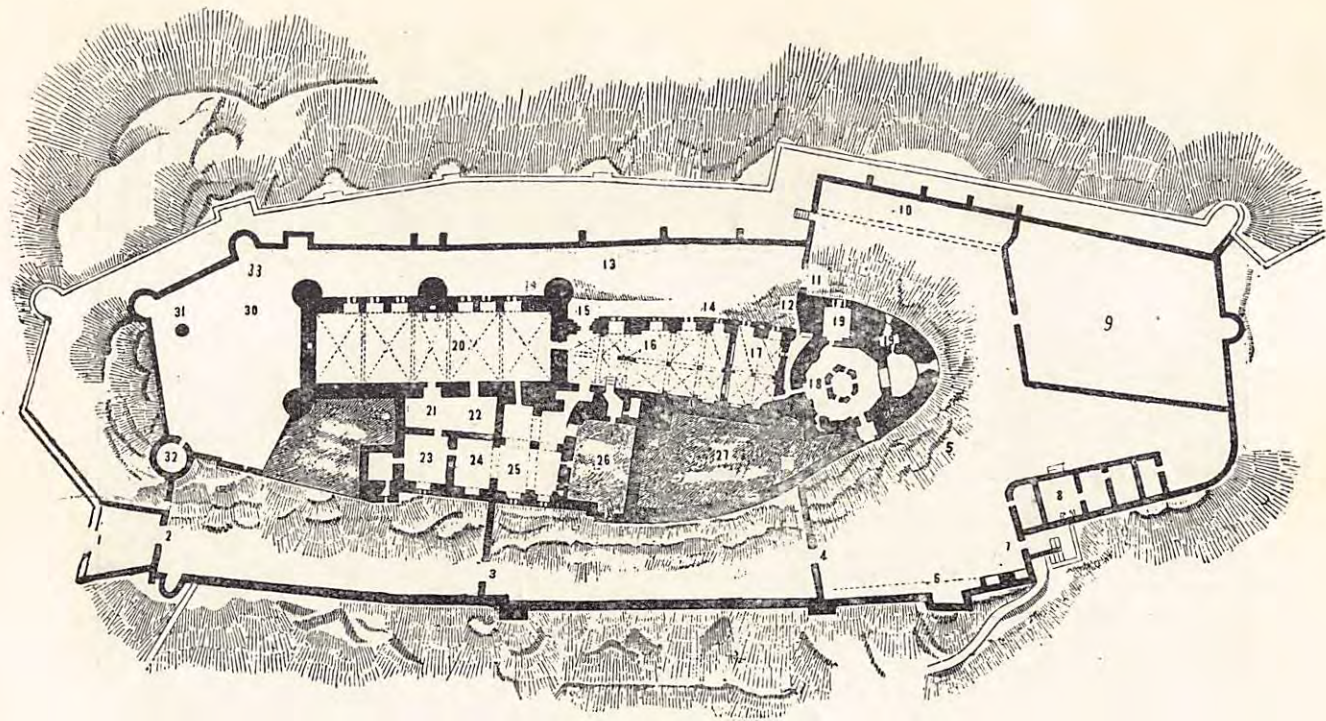


GROSSER RITTERSAAL DER BURG VON VIANDEN.

(nach Ch. Arendt).

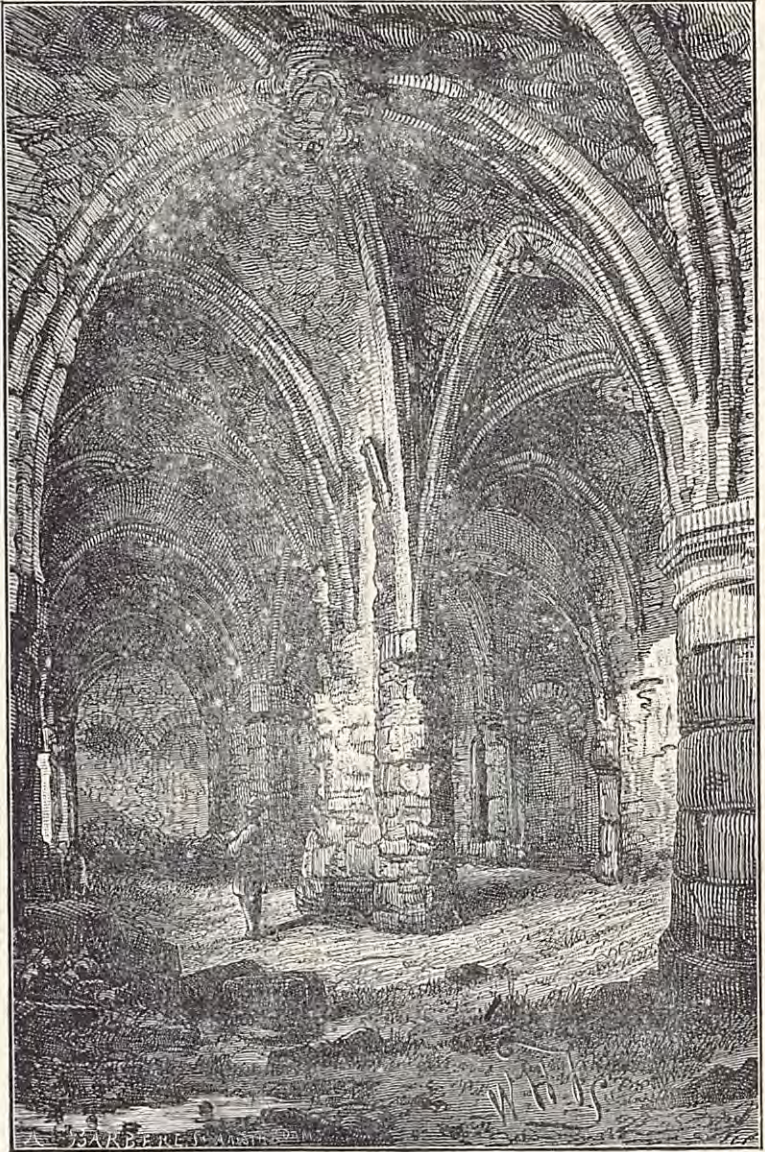


Komposition von Pierre Blanc. — Im Vordergrund Edeldame und Spielmann. Im Hintergrund die Burg Vianden. Auf den ersten Blick unterscheidet man an dem eigentlichen Gebäude die drei Hauptteile: 1. die Kapelle, 2. den sog. Kleinen Pallas mit der Waffenhalle und dem darüber liegenden Byzantinischen Saal und 3. den Großen Pallas mit dem Rittersaal und den großen Vorratsspeichern. Links sieht man aus dem (dritten) Hof hervorragen: das Dach der Brauerei, einige Baumkronen des Gartens und die Schmiede, ferner das 4. Tor; durch dieses gelangt man in den Ehrenhof, wo eine Holzterrasse zu dem ebenfalls hier sichtbaren Eingangstor des Schloßgebäudes führt. Ganz rechts der sog. Schwarze Turm. Unten links, durch die Umfassungsmauer geschützt und eingegengt: Vianden.

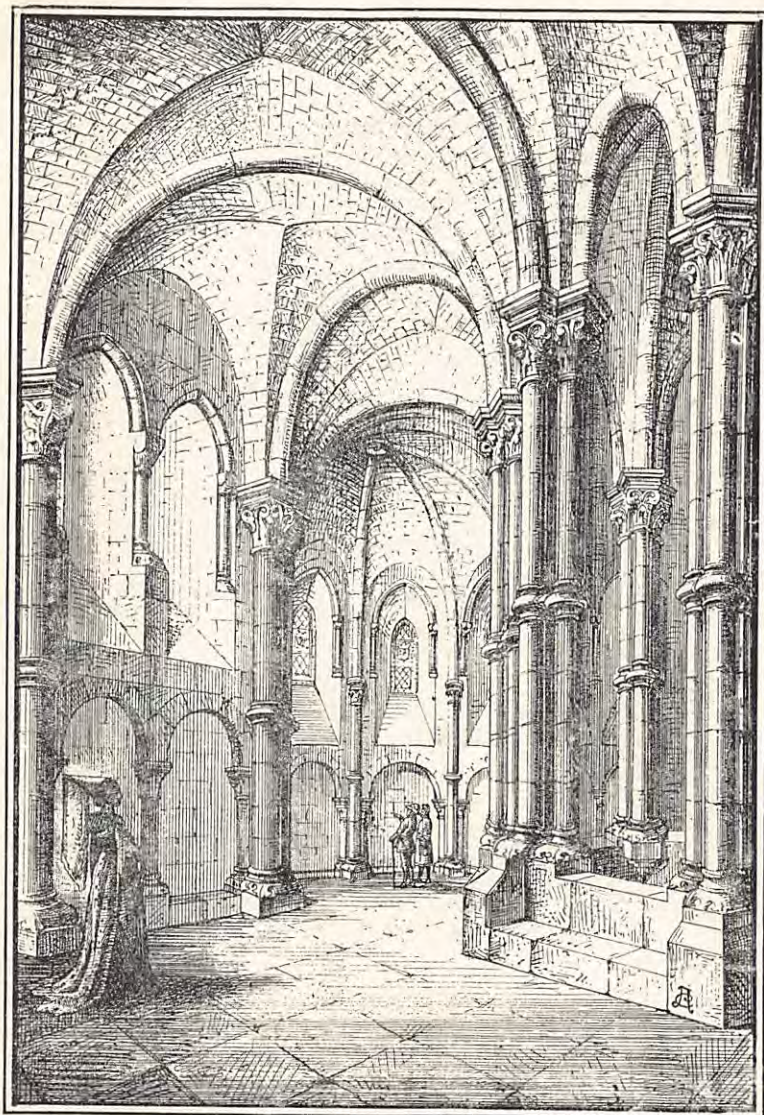


PLAN DER VIANDENER BURG.

1. Zugbrücke. — 2.—5. Die drei ersten Höfe und Höftore. — 6. Wächtposten. — 7. Ausfalltor. — 8. Brauerei. — 9. Garten. — 10. Ställe, Schmiede, Scheunen. — 11. Viertes Tor. — 12. sog. Yolanda-Turm. — 13. Ehrenhof. — 14. Zugangstreppe. — 15. Haupteingang. — 16. Waffenhalle. — 17. Ritterstube (darüber sog. Byzantinischer Saal). — 18. Kapelle — 19. sog. Folterkammern. — 20. Rittersaal (darüber Privatgemächer und große Speicher). — 21. Brunnen. — 22.—25. Küche mit Dependenzien. — 26. Speisezimmer. — 27. und 30. Terrassen. — 31. Zisterne. — 32. sog. Weißer Turm. — 33. sog. Schwarzer Turm.



DER WAFFENSAAL DER VIANDENER BURG
vor seinem Einsturz im Jahre 1891. (Nach einem Holzschnitt von Barbère.)



**BLICK IN DAS STOCKWERK DER EIGENARTIGEN RUNDKAPELLE
DER VIANDENER BURG.**

Dieser Teil, in welchem der Altar stand, war der gräflichen Familie und deren Gästen vorbehalten; das Volk befand sich im Erdgeschoß und hörte den Gottesdienst durch die Öffnung an, die sich in der Mitte der Kapelle (auf unserm Bilde rechts; vgl. auch den Plan!) befand. — Links eine Edeldame in der Tracht des 15. Jahrhunderts: Schleppe und tütenförmiger Hut mit herabhängendem Schleier.

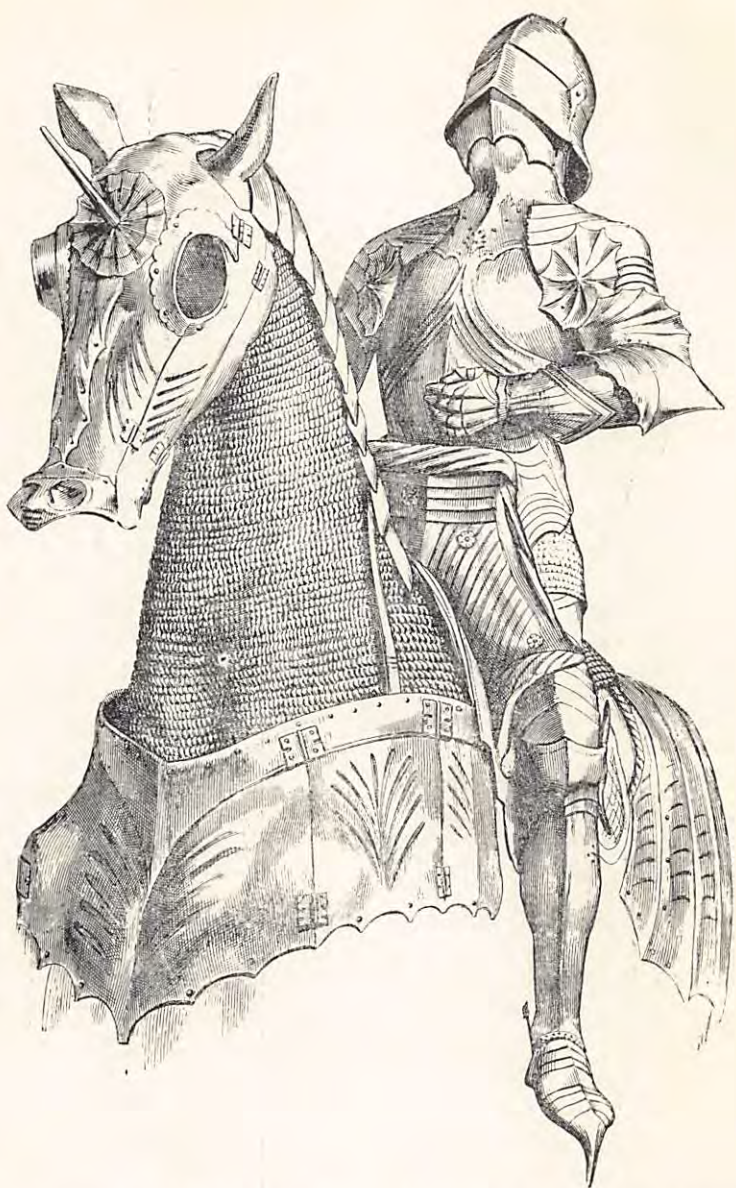


Ritterrüstung des 11. Jahrhunderts. — Der unten hosenartig gearbeitete Waffenrock aus Leder oder Tuch mit aufgenähten Metallringen bildet den Übergang vom Schuppenpanzer zum Ringpanzer. Um ihn anzuziehen, öffnete man das viereckige Bruststück und schlüpfte, mit den Beinen vorne, hinein. Das Kopfstück, auf dem der Helm ruht, wird nachträglich am Waffenrock befestigt. Das Schwert (hier nicht sichtbar) hängt an der linken Seite des Waffenrockes. Die linke Hand hält den mandelförmigen Schild, sowie den Zaum, während die Rechte die Lanze führt. Der Sattel ist, wie im Mittelalter überhaupt, vorne und hinten mit Stützen versehen und hoch aufgebaut, so daß der Ritter mit gestreckten Beinen eher im Bügel steht als im Sattel sitzt. Dadurch kann er seinen Lanzenstoß kräftiger führen.



RINGPANZER DES 13. JAHRHUNDERTS.

Ineinander gearbeitete Ringe, die nicht auf Leder oder Stoff genäht sind. Sie bedingen dicke Unterkleidung; das Kopfstück ist inwendig gepolstert. Da durch den aufgestülpten Topfhelm das Gesicht verdeckt wurde, kam die Sitte auf, den Schild mit einem Erkennungszeichen (einem stilisierten Löwen, Adler, einem Stern u. dgl.) zu bemalen. Das ist der Ursprung des Wappens (Wäpen = Waffen). Der seidene Überwurf entsprang einem Streben nach Eleganz.



Plattenharnisch des 15. Jahrhunderts. — An allen Gelenken mit Scharnieren versehen. Es mußte auf Maß gearbeitet werden und kostete ein Vermögen. Das Halsstück des Pferdes und das Lendenstück der Ritterrüstung sind Ringpanzer. Obschon diese Rüstungen verhältnismäßig leicht waren (25–30 Pfund) und sich allen Bewegungen anpaßten, behinderten sie den Ritter stark, und besonders, wenn sie im Kampf zerbeult waren, machte sie z. B. den zu Boden Geworfenen es außerordentlich schwer, sich zu erheben.

§ 91. **Ritterliche Kultur.** — Regelmäßig gingen die Knappen zum Zuchtmeister, den der Graf aus französischen Landen herangezogen hatte. Denn die französische Ritterschaft galt als die höchstgebildete, welche auch die Sitten der von den Kreuzzügen her bekannten Orientalen am besten nachzuzahmen verstand.

Schon als Edelknaben hatte man sie mit vielen weisen Sprüchen bekannt gemacht, die sie ermahnten, die Schlemmerei zu fliehen, fleißig und ehrlich zu sein, Zorn und Haß zu überwinden, das Alter zu ehren und im Beisein Erwachsener nur zu sprechen, wenn sie dazu aufgefordert wurden.

Es belehrte sie der Zuchtmeister über die besonderen Pflichten der Ritter: sie mußten Gott fürchten, ihrem Lehnsherrn treu bleiben, für die bedrängten Schwachen kämpfen, ihr einmal gegebenes Wort halten, selbst wenn sie dadurch größten Schaden erlitten. Nie dürften sie im Verein mit andern gegen einen Einzelnen kämpfen, noch aus Gewinnsucht einen Kampf führen.

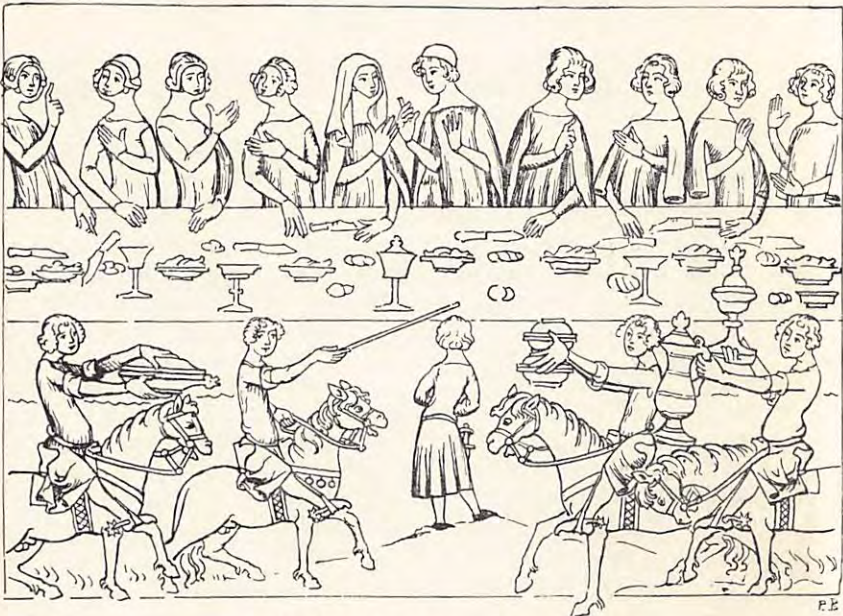
Er brachte ihnen die französische Sprache bei, lehrte sie, was als besonders fein galt, auch die heimatliche Mundart mit französischen Brocken vermischen, beim Abschied *à Dieu!* sagen; für eine Quelle: *Fontäne*; statt Ebene: *Plan*; statt Decke: *Kuvertüre*. Er machte sie auf die modernen deutschen Dingenwörter mit der betonten Endsilbe *ei* und die nicht minder eleganten Verben auf *-ieren* aufmerksam, die dem Französischen nachgebildet waren. Eben aufgekommen waren z. B. *Partei* (franz. *partie*) und danach gebildet: *Jägerei*, *Fischerei*, *Räuberei*; auch *marschieren* und *probieren*. Ferner: *Abenteuer* (*aventure*), *Mcnier*, *blond*, *fehlen* (*faillir*), *Palast*, *Lanze*, *Turnier* (*tournoi* von *tourner* = drehen, wenden), *Preis*, *Visier* (*visière*, vom selben Stamm wie *voir*), *Harnisch* (*harnais*).

Wenn sie sich an Fürstenhöfen gut benehmen, d. h. höfisch (vgl. *höflich!*) sein wollten, mußten sie auch geistreich reden, erzählen, Rätsel lösen, tanzen, Schach spielen können, viel Wert auf schöne Kleider legen, bei Turnieren reich gestickte, farbige Seidengewänder über den Rüstungen tragen u. a. m.

Als unfein verpönt war es, mit langen Fingernägeln bei Tisch zu erscheinen, beim Essen den Gürtel aufzuschnallen, Angebissenes in die Schüssel zurückzulegen, zu spucken oder gar ins Tischtuch zu schneuzen. Daß sogar in geschriebenen, uns erhaltenen „Tischzuchten“ gegen solche Unanständigkeit angekämpft wurde beweist am besten, daß sie in deutschen Landen die Regel war und wohl nur langsam durch den fortschreitenden französischen Einfluß verdrängt wurde.

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Während die Knappen diese Lehren empfangen, saßen oft die Edelfräulein um den Burgkaplan, der auf dem Schlosse nicht selten als Einziger lesen und schreiben konnte und im Lateinischen und in den Wissenschaften etwas bewandert war (Von clericus = Geistlicher stammt das franz. Wort le clerc, der Schreiber). Manches von seinem Wissen und Können brachte er den Frauen bei; diese waren denn auch im allgemeinen gebildeter als die Männer.



PRUNKGELAGE IM FREIEN

das dem Erzbischof Balduin von Trier nach seiner Weihe angeboten wurde. Einer Miniatur des Codex Balduineus nachgezeichnet von Pierre Blanc. — Bei allem Luxus vermissen wir die Teller, Löffel und Gabeln.

§ 92. Der fahrende Sänger oder Spielmann. — Hie und da verkündete frohes Hornsignal des Turmwarts die Ankunft eines lieben Gastes. Es war ein bekannter Ritter, der zwar weder Schloß noch Einkommen besaß, aber dennoch frohen Mutes als Spielmann oder fahrender Sänger von Burg zu Burg zog; durch seine Lieder brachte er heitere Abwechslung in die Eintönigkeit des Schloßlebens und wurde dafür reich beschenkt.

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Auch diese Sitte hatte sich zuerst in Frankreich voll entwickelt. Die Troubadours des Südens waren bekannt wegen ihrer lustigen Minne-(= Liebes)lieder, die Trouvères des Nordens wegen ihrer langen gereimten Erzählungen oder Epen (Einzahl: das Epos). Die Trouvères besangen in äußerst phantastischer Weise entweder Helden des Altertums, wie Alexander und Julius Cäsar; oder Karl den Großen, Roland und andere Gestalten des Mittelalters.

Der bekannteste Liederdichter war Chrétien von Troyes; seine Lieder erzählen von dem bretonischen König Artur, dessen 12 Helden und Tafelgenossen und vom Heiligen Graal, dem geheimnisvollen, größten Heiligtum auf Erden, zu dessen Auffindung Arturs Ritter, vor allem der tapfere Perceval, aufbrechen.

Angeregt durch das Beispiel der Franzosen, war auch in Deutschland das Sängertum zur Blüte gelangt. Aus Erinnerungen an altgermanische Heldengesänge entstanden das gewaltig-düstere Nibelungenlied, das von Siegfrieds Ermordung und seiner Gemahlin Kriemhildens Rache erzählt, oder das Kudrunlied, welches die Kämpfe der wilden Nordseevölker widerspiegelt. Auf französische Vorbilder ging in seinen Natur- und Minneliedern Herr Walther von der Vogelweide zurück, und Wolfram von Eschenbach übertrug unter dem Titel Parzival die Gralsage ins Deutsche.

Das waren willkommene Geschichten für diese einfachen kampf- und abenteuerfrohen Menschen, und der Spielmann wurde mit den höchsten Ehren empfangen. Bis tief in die Nacht hinein gab er im Rittersaal oder gar im Burghof unter der Linde seine Lieder zum besten, zu denen er sich mit einem einfachen Saiteninstrument begleitete.

Möglichst lange suchte ihn die gräfliche Familie auf der Burg zurückzuhalten und ließ ihn schließlich nur ungern weiterziehen,

§ 93. **Fehden.** — Viele blutige Fehden hatte der Graf von Vianden zu bestehen, wobei ihn jedesmal seine Knappen ins Feld begleiteten. Dann trugen sie ihm Rüstung und Waffen nach, damit er nicht vorzeitig ermüdete, und führten ein lediges Pferd mit sich, das er zu Beginn der Schlacht bestieg.

Führung und Disziplin gab es im Kampfe nicht. Jeder Ritter suchte sich einen Gegner aus, und die Schlacht setzte sich gewöhnlich aus einer Reihe von Einzelkämpfen zusammen. Jeder Knappe brauchte bloß seinem Herrn behilflich zu sein.

Jahr für Jahr ließen Hunderte von Rittern in blutigen Fehden ihr Leben; viele wurden gefangen genommen und siechten in fürchterlichen Burgverliehen dahin. Zertretene Felder, vernichtete Ernten, verbrannte Hütten und bisweilen eine abgebrochene, ausgebrannte Burg: das waren die Folgen der ewigen Streitsucht der Ritter.

§ 94. **Der Ritterschlag.** — Als die drei Knappen 21 Jahre alt waren, wurde der Tag festgesetzt, an dem sie zu Rittern geschlagen werden sollten.

Von nah und fern strömten in prächtigen Rüstungen die Herren zur fahnen- und wimpelgeschmückten Burg Vianden. Denn der Ritterschlag war die größte Festlichkeit im Ritterleben. Darum hielt auch die Kirche darauf, diese Feier mit der Pracht ihrer Zeremonien und der Weihe ihrer Sakramente zu umgeben.

Am Vortage fasteten die Anwärter auf den Rittertitel und stellten in der Zurückgezogenheit religiöse Betrachtungen an. Um körperlich und geistig rein zu sein, nahmen sie der Sitte gemäß ein Bad und beichteten. Die Nacht verbrachten sie betend in der Schloßkapelle.

Morgens fand ein feierlicher Gottesdienst statt; im Anschluß daran legten sie vor dem Priester den Eid ab, ihr Leben lang Rittertugenden zu üben, Gott zu dienen, der Kirche beizustehen, die Schwachen, vor allem Witwen und Waisen, zu schützen. Dann trat der Graf von Vianden hervor und schlug jeden von ihnen dreimal mit der flachen Schwertklinge auf den Nacken.

Damit waren sie „zum Ritter geschlagen“

§ 95. **Das Turnier.** — Anschließend an die kirchliche Feier fanden große weltliche Festlichkeiten statt. Den Höhepunkt bildeten die ritterlichen Kampfspiele, die man Turniere nannte.

Auf der großen Wiese vor dem Flecken hatten die Knechte ein Holzgeländer, die Schranken, errichtet und in der Mitte der einen Längsseite eine hölzerne Tribüne gebaut, die mit kostbaren Teppichen ausgeschlagen war.

Rings um die Schranken stand das schaulustige Volk. Auf der Tribüne erschien die gräfliche Familie mit den weiblichen Ehrengästen. Auf einen Posaunenstoß der Herolde hin versammelten sich die Ritter. Auf der prächtigen Rüstung trugen sie einen buntseidenen, reichgestickten Überwurf; auch die Pferde waren mit seidenen Decken verhüllt. „Die blitzenden Helme, die schimmernden Schilde blendeten manchen, daß er kaum etwas sehen konnte, die leuchtenden Farben der Rüstungen wetteiferten mit der Sonne“ (Ulrich von Lichtenstein).

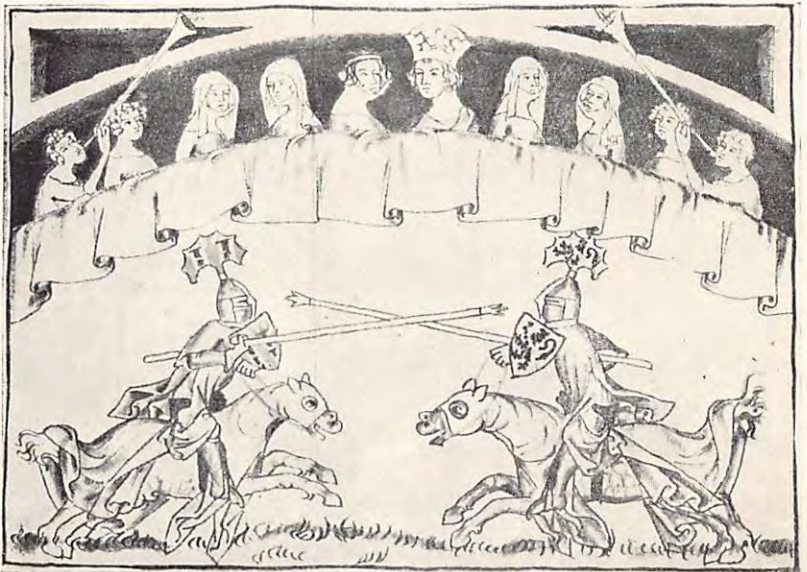


DER RITTERSCHLAG.

Das Schwert hat der angehende Ritter schon erhalten. Links hält ihm ein Knappe den Helm, rechts ein Edelfräulein den Schild bereit. Man beachte auch die Tracht dieser beiden Personen.

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Zuerst sah man Einzelkämpfe. Je zwei Gegner standen sich an den äußersten Enden des Turnierplatzes mit eingelegten Lanzen gegenüber. Auf ein Zeichen ritten sie los und suchten einander durch einen wuchtigen Speerstich aus dem Sattel zu werfen. Auch der wurde zum Sieger erklärt, dessen Lanze beim Anprall zersplitterte.



TURNIER IM 14. JAHRHUNDERT. (Codex Balduineus).

Auf der Tribüne der Luxemburger Kaiser Heinrich VII. und Gemahlin. Rechts und links Herolde mit Posaunen.

Das Haufenspiel war gefährlicher und darum beliebter. An die 60 Ritter nahmen daran teil. Beim Krachen der zersplitternden Speere jauchzten die Zuschauer auf und feuerten durch lautes: „Hurta hurt! Hurta hurt!“ (davon: hurtig) die Kämpfenden an. Als sich die dichte Staubwolke etwas verzog, sah man mehr als ein Pferd sich am Boden wälzen, und mancher gestürzte Ritter konnte nur mit Hilfe der Stange, die der Turnierwart ihm hinstreckte, sich aus dem furchtbaren Gewühle retten.

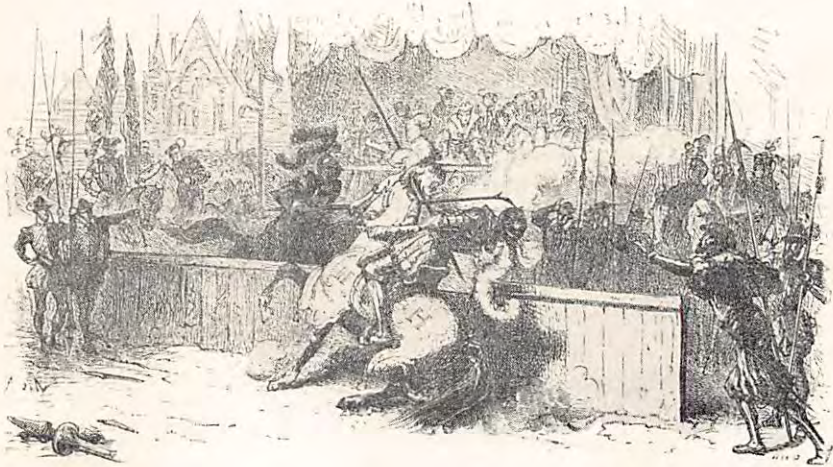
VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

„Da wurde“, erzählt ein Zeitgenosse, „nach ritterlicher Sitte so manches Bein entzwei geritten. Oft prallten die Ritter so aneinander, daß beide stürzten und ohnmächtig auf der Erde lagen. Mancher verlor sein Roß (an den Gegner), weil er heruntergestochen wurde. . . . Viele Splitter bedeckten den Boden.“

Die Edelfrauen überreichten den Siegern den Preis, das sog. „Beste“. Es war eine Waffe, ein Pokal, ein Schmuckstück oder dergleichen.

Abends wurden die Sieger bei fröhlichem Zechgelage gefeiert. Die Besiegten und Verwundeten zogen sich zurück und pflegten ihre Wunden.

Konrad und seine Genossen aber verabschiedeten sich, nachdem sie die gräfliche Familie ihres ewigen Dankes versichert hatten. Sie zogen zurück auf ihre Schlösser und wurden fortan als selbständige Ritter angesehen.



TURNIER IM 16. JAHRHUNDERT.

**2. Der Endkampf zwischen Papsttum
und Römisch-Deutschem Kaisertum.**

§ 96. Die Hohenstaufen; der Kampf zwischen Welfen und Waiblingern. — Aus dem Doppelkampf, den die deutschen Kaiser aus fränkischem Hause, Heinrich IV. und Heinrich V., während des Investiturstreites gegen Papsttum und Fürstentum geführt hatten, waren sie durch das Wormser Konkordat (s. § 81) geschwächt hervorgegangen.

Da Heinrich V. kinderlos starb, ging nach einigem Schwanken die Krone auf die Familie der Hohenstaufen oder Waiblinger über. Trotz der schlechten Erfahrungen, die ihre Vorgänger gemacht hatten, nahmen die Hohenstaufen den Kampf wieder auf.

Er kehrte sich anfangs bloß gegen ihre Nebenbuhler im Streit um die Kaiserwürde, die mächtigen Bayernherzöge aus dem Geschlecht der Welfen; darum ist er als der Streit zwischen Waiblingern und Welfen bekannt. Unter ersteren verstand man bald alle Anhänger des Kaisers, zu letzteren schlugen sich eine Anzahl der nach Selbständigkeit strebenden deutschen Fürsten.

Der Kampf gegen die Fürsten hätte die ganze Kraft der Hohenstaufen erheischt. Trotzdem nahmen diese gleichzeitig noch den Kampf gegen Italien und gegen den Papst auf. So wuchs sich der Streit Welfen—Waiblinger, meist unter der italienischen Umformung Guelphen—Ghibellinen, zu einer zweiten großen Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst aus. Diesmal waren die Bundesgenossen des Papstes zahlreicher und mächtiger: die Niederlage des Kaisers sollte umso vollständiger werden.

Das bewies sich schon während der Regierung Friedrich Barbarossas, des tüchtigsten aller Hohenstaufen.

§ 97. Die Weltherrschaftspläne Friedrich Barbarossas. — Friedrich I. (1152—1190), nach seinem rotblonden Vollbart von den Italienern Barbarossa genannt, ist eine der volkstümlichsten Gestalten der deutschen Kaisergeschichte. Er war von kräftiger Statur, gewandt und mutig im Kampf und voll stolzer, hochfliegender Pläne.

Das Kaisertum, das der Papst den deutschen Königen verlieh, faßte Barbarossa nicht als leeren Titel auf. Vielmehr leitete er daraus das Recht ab, gleich den Kaisern des Altertums über die ganze bekannte Welt zu herrschen.



BARBAROSSA MIT SEINEN BEIDEN SÖHNEN,
dem nachmaligen Kaiser Heinrich VI. und Friedrich, Herzog von
Schwaben. (Miniatur aus der Landesbibliothek Fulda.)

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Den griechischen Kaiser sah er als seinen Vasallen an und schrieb ihm: „Meine Vorfahren, die römischen Kaiser, haben Euren Vorfahren das griechische Königtum und das griechische Volk anvertraut; was sie getan haben, werde ich aufrecht erhalten“. England und Frankreich nannte er Provinzen seines Reiches und empfing Gesandtschaften aus Spanien, Frankreich, England und Dänemark, die seine Vorherrschaft anerkannten. Ja, auf Polen, Böhmen, Ungarn erstreckte sich sein Einfluß.

§ 98. **Sein Kampf gegen Oberitalien und den Papst.** — Aber was konnten dem Kaiser alle diese Vorteile nützen, solange er das Kernland des alten Römerreiches, nämlich Italien mit der Hauptstadt Rom, nicht besaß!

Die Halbinsel Italien zerfiel damals hauptsächlich in drei



Teile: Im Süden hatten die Normannen die Griechen verdrängt und einen Staat errichtet, der stark unter päpstlichem Einfluß stand; über Mittelitalien erstreckte sich der Kirchenstaat; der Norden, die Lombardei, stand dem Namen nach seit Otto dem Großen unter deutscher Herrschaft. Aber seit dem Beginn der Kreuzzüge betrieben Städte wie Venedig, Mailand, Genua, Pisa einen immer blühenderen Handel,

fühlten sich infolge ihres Reichtums mächtig und wollten nichts mehr von deutscher Oberhoheit wissen.

Hier in Norditalien setzte Barbarossa mit seinen Ansprüchen ein und führte langwierige, blutige Kriege gegen die lombardischen Städte.

Aber er war unvorsichtig genug, sich gleichzeitig mit dem Papste zu verfeinden; er behauptete nämlich, diesem zum mindesten gleichberechtigt zu sein, weigerte sich, ihm nach altem Brauch beim Besteigen des Pferdes die Zügel zu halten, und erklärte öffentlich, daß er durch göttliche Anordnung römischer Kaiser und demnach auch Herr der Stadt Rom sei. Der Papst, der durch diese Ansprüche seine Stellung bedroht sah, trat infolgedessen auf die Seite der Lombarden.

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Zu diesen zwei mächtigen Feinden (den lombardischen Städten und dem Papste) trat bald ein dritter: der welfische Bayernherzog Heinrich der Löwe, mit dem der Kaiser sich vor seinem Feldzug nach Italien ausgesöhnt hatte, fiel mit seinem Heer von Barbarossa ab. Infolgedessen wurde dieser bei Legnano, unweit Mailand, geschlagen (1176) und mußte sich zu einem Frieden verstehen, der ihm nur sehr beschränkte Rechte über die Lombardei zuerkannte; Papst und Kaiser versprachen, sich fortan gegenseitig zu unterstützen: der Kaiser sollte den Papst wie einen geliebten, verehrten Vater, dieser den Kaiser wie einen untertänigen, getreuen Sohn behandeln.

Durch diese Erklärung erkannte der Kaiser die Oberhoheit des Papstes an. Die zweite große Auseinandersetzung schien also, genau 100 Jahre nach Canossa (1177), endgültig zugunsten des Papsttums beendet zu sein.

§ 99. Die Erwerbung Unteritaliens. — Doch Barbarossa gab sich



Das Reich der Hohenstaufen

nicht geschlagen. Was er durch sein kriegerisches Eingreifen in Oberitalien nicht hatte erreichen können, nämlich die Eroberung der ganzen Halbinsel, das suchte er durch die Erwerbung Unteritaliens vorzubereiten. Kurz vor seinem Aufbruch zum dritten Kreuzzug vermählte er seinen Sohn und Nachfolger Heinrich mit Konstanze, der Erbin des Normannenreiches.

Damit begann der letzte und zugleich der tragischste Abschnitt im Ringen um die Vormachtstellung des deutschen Kaisertums gegen das Papsttum. Wenn es sich für den Kaiser darum handelte, von Unteritalien her nach Rom vor-

zudringen, so sah der Papst seine Aufgabe darin, die Hohenstaufen aus dem Normannenreich zu vertreiben und um jeden Preis von Rom fernzuhalten.

§ 100. **Papst Innozenz III.** — Heinrich VI. (1190—1197) konnte zwar seinen Einfluß auf große Gebiete Mittelitaliens ausdehnen, starb aber zu früh, um seine sehr weitgehenden Pläne auszuführen.

Da griff Papst Innozenz III. (1198—1216) entscheidend in den Gang der Ereignisse ein.

Innozenz III., der in mancher Hinsicht seinem großen Vorläufer Gregor VII. (Investiturstreit!) gleicht, hatte wie dieser eine sehr hohe Auffassung von den Rechten des Papsttums. „Das Papsttum“, schrieb er, „steht über dem Königtum. Dieses hat nur auf Erden und über die Körper Macht, jenes im Himmel und über die Seelen; Petrus herrscht über sie alle durch die Fülle seiner Macht, denn er ist der Stellvertreter dessen, dem die Welt gehört.“ Und er erhob Anspruch darauf, daß „die römische Kirche volle Macht besitze sowohl in den weltlichen als auch in den geistlichen Angelegenheiten.“

§ 101. **Innozenz III. tritt den Ansprüchen der Hohenstaufen entgegen.** — Wenn der Papst im entscheidenden Machtkampf gegen den Kaiser nicht erliegen sollte, so mußte er die Herrschaft der Hohenstaufen über das Normannenreich brechen: Innozenz III. sah es klar ein.

Aus diesem Grunde entschied er sich, als es in Deutschland zu einer zwiespältigen Kaiserwahl kam, gegen den Hohenstaufen Philipp (1198—1208) und für den Welfen Otto IV. (1198—1215), der ihm versprochen hatte, den Papst als Oberlehns Herrn über Unteritalien anzuerkennen.

Aber kaum fühlte sich Otto durch den Tod seines Nebenbuhlers stark, da bemächtigte er sich dennoch Unteritaliens.

§ 102. **Fortgang des Kampfes unter Kaiser Friedrich II.** — Da bewog Innozenz III. die Fürsten, den 18jährigen Sohn Heinrichs VI., Friedrich II. (1215—1250) zum deutschen König zu wählen. Friedrich war nämlich seit seinem vierten Lebensjahr am päpstlichen Hofe erzogen worden und schien ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Papstes zu sein; er hatte Innozenz versprochen, zugunsten seines Sohnes Heinrich auf die Herrschaft über Süditalien zu verzichten.

Aber nach dem Tode des großen Papstes erlangte er von dessen gutmütigem Nachfolger (Honorius III., 1216—1227), daß er die beiden Reiche unter seiner Herrschaft vereinigen durfte. Unteritalien betrachtete fortan der Kaiser als sein Hauptland, hielt Hof in Palermo auf Sizilien und kam nur selten nach Deutschland.

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Um all seine Kraft für den Kampf in Italien frei zu halten, suchte er sich die deutschen Fürsten gewogen zu machen, indem er ihnen (1232) die sog. Hoheitsrechte zugestand. Fortan durften sie innerhalb ihres Gebietes oberste Richter sein, eigene Münzen schlagen, Zölle erheben usw. So verlor auf der Jagd nach der Weltherrschaft der Kaiser die Macht in seinem eigenen Land. Der alte Kampf zwischen Kaiser und deutschen Fürsten war endgültig zugunsten der letzteren entschieden.

Trotzdem Friedrich auf solche Weise seine Kräfte zusammenzufassen suchte, konnte er seine Pläne in Italien nicht durchführen. Gegen die immer wechselnden kriegerischen Bündnisse zwischen dem Papst, den lombardischen Städten, der kaiserfeindlichen Partei Unteritaliens und manchen deutschen Fürsten rieb er seine Kräfte auf.

§ 103. **Der Sieg des Papsttums; die kaiserlose Zeit.** — Nach dem Tode Friedrichs II. wurde klar, wie verhängnisvoll seine Tätigkeit für Deutschland gewesen war. Wider seinen Sohn Konrad IV. (1250—1254) stellte die Welfenpartei den Gegenkönig Wilhelm von Holland und, nach dessen Tod, einen englischen und einen spanischen Fürsten auf. Weder Konrad noch die Gegenkönige konnten sich durchsetzen. Die Kaisermacht war erledigt; es begann die „kaiserlose Zeit“, auch Interregnum genannt.

Für Deutschland wirkte die Niederlage des Kaisertums sich schrecklich aus. Gesetz und Recht gab es nicht mehr. Die rohe Gewalt: das Faustrecht entschied in den vielen Streitigkeiten zwischen Fürsten.

Das Rittertum, das während seiner Blütezeit den Schutz der Schwachen als seine höchste Aufgabe angesehen hatte, wurde zum Raubrittertum. Kein Mensch in Deutschland war mehr seines Lebens sicher.

Der Papst hatte gewonnenes Spiel. Er tat den entscheidenden Schritt, indem er Karl von Anjou, den Bruder des französischen Königs, mit Unteritalien belehnte.

Zwar zog Konradin, Konrads IV. Sohn, mit einer Armee nach Italien, um sein Erbe zu verteidigen. Aber er wurde geschlagen, gefangen genommen und zu Neapel auf öffentlichem Platz wie ein Verbrecher hingerichtet (1268).

So endete in Elend und Blut das stolze Staufergeschlecht.

Der phantastische Plan der Kaiser, das römische Weltreich wiederaufzurichten, war an dem Widerstande allzuvieler Feinde: der Fürsten, des Auslandes und des Papstes gescheitert.

Deutschland hörte auf, die erste Rolle im abendländischen Geschehen zu spielen.



DIE KREUZZÜGE

3. Die politische Vormachtstellung des Papsttums in Europa; die weiteren Kreuzzüge.

§ 104. **Die Vormachtstellung des Papstes in den außerdeutschen Ländern.** — Während die Päpste siegreich gegen die Hohenstaunen kämpften, konnten sie auch im übrigen Europa die Führung an sich reißen.

Der englische König Johann ohne Land (1199—1216) hatte sich vieler Kirchengüter bemächtigt. Innozenz III. erklärte ihn für abgesetzt und beauftragte den französischen König Philipp August (1180—1223) mit der Vollstreckung des Urteils. Daraufhin unterwarf sich Johann, versprach volle Wiedergutmachung und erklärte sein Land zum päpstlichen Lehen.

Unter Philipp August rüsteten die Franzosen auf Betreiben Innozenz' III. ein Kreuzheer gegen die religiöse Sekte der Albigenser aus, die der Papst für Ketzer erklärt hatte. — Ludwig der Heilige (1236—1270) war als König von Frankreich das Vorbild eines christlichen Fürsten (s. § 120).

In Spanien, wo die Mauren zurückgedrängt wurden, in Ungarn, dessen König den Papst als seinen Oberlehensherrn anerkannte, in den fernen Baltenländern, die eben von deutschen Rittern erobert und dem Katholizismus gewonnen wurden, in Norwegen, Dänemark, Polen machte die geistliche und weltliche Macht des Papstes große Fortschritte.

§ 105. **Der zweite und der dritte Kreuzzug.** — Besonders die Kreuzzüge stellten das Papsttum in den Vordergrund des Geschehens.

Neben vielen kleineren unterscheidet man gewöhnlich 7 große Kreuzzüge. Vom ersten wurde bereits erzählt (§§ 83—84). Der zweite (1147—49) war vom hl. Bernard von Clairvaux gepredigt worden. Der deutsche König Konrad III. stand an seiner Spitze Hunderttausende kamen um, ohne daß man das geringste erreicht hätte.

Der dritte Kreuzzug kam auf die Nachricht vom Falle Jerusalems zustande (1189). König Philipp August von Frankreich, König Richard Löwenherz von England und Kaiser Friedrich Barbarossa nahmen daran teil. Aber Barbarossa ertrank in dem kleinen syrischen Bergfluß Saleph, und der größte Teil seiner Armee löste sich auf. Das englische und das französische Heer aber konnten sich nicht vertragen und kehrten unverrichteter Sache zurück. Jerusalem blieb verloren.

§ 106. **Der vierte Kreuzzug.** — Innozenz III. rief zum vierten Kreuzzug auf. Hauptsächlich französische Herren beteiligten sich daran. (1202).

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Sie schlossen mit der Stadt Venedig einen Vertrag, gemäß welchem die venezianische Flotte sie gegen eine hohe Summe Geldes nach dem Heiligen Lande bringen sollte. Da sie den abgemachten Preis nicht zahlen konnten, eroberten sie statt dessen im Dienste der Venezianer die von diesen abgefallene Stadt Zara am Adriatischen Meere.

Dann wandten sie sich, durch die Versprechungen des vertriebenen Griechenprinzen Alexios verlockt, gegen Konstantinopel, eroberten die Stadt und setzten Alexios wieder in seine Rechte ein. Als der aber sein Versprechen nicht halten konnte, ergriffen sie kurzerhand Besitz von dem morschen Oströmischen Reiche. Sie teilten es nach Art eines abendländischen Lehensstaates unter sich auf und nannten es das Lateinische Kaiserreich.

Den Papst Innozenz III., den das Abgleiten vom eigentlichen Zweck des Kreuzzuges enttäuscht hatte, besänftigten die Kreuzfahrer, indem sie ihm die Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der römischen in Aussicht stellten.

Aber kaum mehr als ein halbes Jahrhundert hat das Lateinische Kaiserreich gedauert. Mit der Wiederherstellung des Byzantinischen Reiches (1261) schwand auch die Hoffnung auf die Einheit der zwei großen christlichen Bekenntnisse.

§ 107. **Kinderkreuzzüge; die drei letzten Kreuzzüge.** — In den Anfang des 13. Jahrhunderts fallen auch die sog. Kinderkreuzzüge. In Frankreich und Deutschland zogen Knaben herum, die behaupteten, von Gott gesandt zu sein und Wunder wirken zu können. Zehntausende von Kindern schlossen sich ihnen begeistert an. Aber obschon das Gerücht ging, diese Wunderknaben könnten aus Steinen Brot machen und an der Spitze ihrer Scharen trockenen Fußes das Meer durchschreiten, kamen die meisten der jugendlichen Kreuzfahrer vor Hunger und Entbehrungen um; viele wurden von gewissenlosen Händlern auf Schiffe gelockt und den Türken als Sklaven verkauft.

Der fünfte Kreuzzug (1228) wurde von Kaiser Friedrich II. unternommen. Der Papst hatte diesen eben aus der Kirche ausgeschlossen, weil er den bei seiner Thronbesteigung gelobten Kreuzzug immer wieder hinausschob. Trotz dieses Bannfluches brach der Kaiser auf, sicherte sich durch einen Vertrag mit seinem Freunde, dem Sultan von Ägypten, den Besitz der heiligen Stätten und setzte sich, nachdem er ohne Schwertstreich Jerusalem eingenommen hatte, selber die Königskrone von Jerusalem aufs Haupt. Aber noch zu seinen Lebzeiten fiel die heilige Stadt wieder an die Türken.

Ludwig der Heilige, König von Frankreich, unternahm die beiden letzten großen Kreuzzüge. Auf dem sog. sechsten

(1248) wurde er in Ägypten gefangen genommen und konnte sich nur durch ein hohes Lösegeld freikaufen.

Während dem siebenten, der ihn nach Tunis führte (1270), brach die Pest im Lager der Kreuzfahrer aus; Ludwig selbst wurde dahingerafft. Damit hörte die eigentliche Kreuzzugsbewegung auf.

1270

§ 103. Folgen der Kreuzzüge; die Blüte des Rittertums. — Millionen von Menschenleben hatten die Kreuzzüge gekostet, ohne daß die heiligen Stätten dauernd in den Besitz der Christen übergegangen wären. Die vom Papste heißersehnte Wiedervereinigung der griechischen und der römischen Kirche war nicht verwirklicht worden. Zwar hatten Fürsten und Völker des Abendlandes, allein durch ihre Teilnahme an den religiösen Kriegsfahrten, die Ansprüche des Papstes auf die Führung der ganzen Menschheit anerkannt; aber schon der vierte und der fünfte Kreuzzug hatten gezeigt, daß man sich um die Ansichten und Wünsche des Papstes immer weniger kümmerte.

Die Kreuzzüge zeitigten also nicht die Erfolge, die man von ihnen erwartete.

Desto größer waren die Folgen, die der Papst und die Kreuzfahrer weder beabsichtigt noch vorhergesehen hatten.

Die Ritter fanden reichlich Gelegenheit, im Dienste der Kirche große Abenteuer zu bestehen und in gefährlichen Kämpfen ihren Mut zu beweisen. Der Ruhm und die Bedeutung des Ritterstandes wuchsen denn auch gewaltig. Im Kreuzheere lernten sich die Ritter der verschiedenen Länder kennen; die weniger gebildeten übernahmen teilweise die Gesittung fremder Ritterschaften; besonders die hochentwickelte französische Höflichkeit (Höflichkeit!) fürkte stark auf das Benehmen der anderen Ritter ab.

Alle zusammen lernten im Morgenlande neue Länder (Geographie), neue Pflanzen und Tiere (Naturwissenschaften) kennen, vor allem aber andere Menschen und andere Kulturen. Die sehr verfeinerte Wohnkunst der Orientalen, die reiche Verwendung von Teppichen, Kissen, Diwanen beispielsweise, gab manche Anregung für die Innenausstattung der Burgen. Aber auch in Wissenschaften wie Medizin und Sternkunde konnte man von den Arabern vieles lernen.

War bis dahin die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft den Geistlichen überlassen, so begannen jetzt auch die Ritter sich mit geistigen Dingen abzugeben.

Allerdings haben die Kreuzzüge mit dem Aufblühen des Ritterstandes zugleich auch dessen Niedergang zur Folge gehabt.

VORHERRSCHAFT VON PAPSTTUM U. DEUTSCHEM KAISERTUM

Bei weitem die meisten Ritter kamen von den Kreuzzügen nicht mehr zurück. Viele Adelsgeschlechter starben aus.

§ 109. **Weitere Folgen der Kreuzzüge; das Aufblühen des Handels und des Städtebaus.** — Am verhängnisvollsten aber wurde es für den Ritterstand, daß die Kreuzzüge einem andern Stande zur Geltung verhalfen, der zu einer großen Zukunft berufen war: dem Kaufmannsstand.

Der Handel erlebte einen unerwarteten Aufschwung. Die Venezianer vor allem nützten die Kreuzzüge dazu aus, ihre Herrschaft über das Mittelmeer zu errichten (vgl. Vierter Kreuzzug § 106), indem sie neue Kolonien anlegten, die Kreuzfahrer um hohen Preis übers Meer führten und auf der Rückkehr die im Abendlande sehr geschätzten und teuren Waren des Morgenlandes mit nach Europa brachten. Baumwollstoffe, Seide, Samt, Gewürze, Zitronen, Aprikosen, Spinat und viele andere Erzeugnisse des Orients wurden damals bei uns bekannt.

Auch diesseits der Alpen entstand bald ein blühender Handel; im Anschluß an die Märkte entwickelten sich die Städte, und in diesen Städten das wohlhabende Bürgertum, das nach und nach das Rittertum als führende Gesellschaftsklasse ersetzen sollte.

So führen die Kreuzzüge in ihren Folgen über die Glanzzeit des Mittelalters hinaus und lassen schon das Heraufkommen einer neuen Gesellschaftsordnung und einer neuen Zeit ahnen.



Die Pest im Lager Ludwigs des Heiligen.

4. Die geistige Vormachtstellung des Papsttums.

§ 110. Die Bettelorden. — Papsttum und Kirche haben also das politische Geschehen des 12. und 13. Jahrhunderts beherrscht; sie haben, vor allem durch die Kreuzzüge, einen starken Einfluß auf die herrschende Klasse der Ritter ausgeübt.

Papsttum und Kirche haben aber auch dem gesamten geistigen Leben ihren Stempel aufgedrückt und sorgfältig darüber gewacht, daß in ihrem Machtbereich ihre Anordnungen und Lehren restlos befolgt würden.

Die wirksamsten Helfer in diesem Bestreben waren die unter Innozenz III. ins Leben gerufenen Bettelorden der sog. Minoriten oder minderen Brüder.

Der Franziskanerorden wurde (1209) gestiftet von dem reichen Kaufmannssohn Johann Bernardone aus dem italienischen Städtchen Assisi. Wegen seiner Vorliebe für die französische Sprache nannte man ihn meist Franz, und als Franz von Assisi ist er denn auch allgemein bekannt. Seine Absicht war es, die große Masse der Armen mit neuem religiösen und kirchlichen Geiste zu erfüllen. Die volkstümliche Predigt sollte das vornehmste Mittel dazu sein. Die Franziskanermönche legten besonderes Gewicht auf das Gelübde der Armut und kleideten sich in die Bettlertracht der damaligen Zeit. Dadurch gewannen sie leichter das Zutrauen der Volksmassen.

Der Dominikanerorden, gegründet (1216) von dem Spanier Dominikus Guzman, verfolgte im großen Ganzen mit denselben Mitteln denselben Zweck. Aber während die Franziskaner mehr auf das Gemüt des Volkes zu wirken suchten, wandten sich die Dominikaner in ihren Predigten mit Vorliebe an den Verstand.

Beide Orden dehnten sich rasch aus und gaben Anlaß zu Gründung der Frauenorden der Franziskanerinnen und Dominikanerinnen. Der sog. Dritte Orden, den sie sich angliederten, erlaubte es auch den Laien, ein ordensmäßiges Leben zu führen, ohne ihre weltliche Beschäftigung aufzugeben.

§ 111. Die Bekehrung der Ketzer. — Eine Hauptaufgabe dieser Bettel- und Predigerorden war die Bekehrung der Ketzer, d. h. solcher Leute, die sich durch ihre religiösen Auffassungen in wichtigen Dingen von der Kirche getrennt hatten.

Besondere Ausbreitung hatte damals in Südfrankreich die Sekte der Albigenser gefunden, so genannt nach ihrem Hauptwirkungsbereich, der Stadt Albi. Ihre Anhänger behaupteten u. a., die Welt und der Mensch seien von Gott und seinem

Widersacher zusammen geschaffen, und verwarfen die Sittenlehre der Kirche. Die Predigten, die der hl. Dominikus ihnen hielt, blieben erfolglos.

Da setzte Papst Gregor IX. gegen sie das sog. Inquisitionsgesicht ein, das die Ketzer aufzusuchen (lat. *inquirere*) und zu verurteilen hatte. Die Inquisition wurde dem Dominikanerorden übertragen.

Aber erst als sich ein richtiger Kreuzzug gegen die Albigenser gebildet hatte, wurden sie nach langen, außerordentlich blutigen Kämpfen zur Aufgabe ihrer Ansichten gezwungen.

§ 112. **Große Heilige.** — Große Gestalten hat die Bewegung der Bettelorden hervorgebracht.

Der Kirchenlehrer *Bonaventura* war Ordensgeneral der Franziskaner (1257—1274), der volkstümliche *Antonius* von Padua gehörte ihm als Mönch, die hl. *Elisabeth* von Thüringen († 1231) als Tertiarin (= Mitglied des Dritten Ordens) an.

Gelehrte Dominikaner unternahmen es, die Philosophie (d. h. in der Hauptsache die auf den bloßen Verstand gegründeten Ansichten über die Herkunft, das Wesen und die letzten Schicksale von Mensch und Welt) des griechischen Gelehrten *Aristoteles* mit den auf Glauben beruhenden Lehren der Kirche in Übereinstimmung zu bringen. Der hl. *Albertus Magnus* (1193—1280) und sein großer Schüler *Thomas von Aquin* (1226—1274) haben dieses Werk vollbracht. Ihre Lehren fanden bald Eingang in die meisten Hochschulen und wurden deshalb als *Scholastik* (von *schola* = Schule) bezeichnet.

Die Päpste erkannten *Albertus Magnus* und *Thomas von Aquin* als Kirchenlehrer und die *Scholastik* als die Philosophie der Kirche an.

* * *

C. DAS HERVORTRETEN DER NATIONALSTAATEN. BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN.

I. Rückblick auf die nationale Entwicklung Englands und Frankreichs.

§ 113. **Neue Kräfte.** — Mehr als ein Jahrtausend, von 476 bis 1517, dauert die Zeit, die wir das Mittelalter nennen. Zwar änderten sich damals die Verhältnisse nicht so rasch wie in unserer schnellebigen Zeit; aber dennoch sind weder die führenden Mächte noch die führenden Gesellschaftsklassen durch dieses Jahrtausend hindurch dieselben geblieben.

Zur führenden Macht hatte sich von Anfang an das Papsttum und im Anschluß daran das fränkische und schließlich das deutsche Kaisertum entwickelt. Wie das frühere Römische Kaiserreich die ganze bekannte Welt beherrscht hatte, so versuchten Papst und Kaiser ihre Macht ohne Rücksicht auf Ländergrenzen über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. Aber der Investiturstreit und der Kampf der Päpste gegen die Hohenstaufen hatten der Kaisermacht ein Ende bereitet. Papsttum und Kirche ihrerseits hatten trotz des scheinbaren Sieges mehr verloren als gewonnen; der ewige Kampf um die weltliche Vormacht verleitete ihre führenden Männer oft dazu, sich mehr um weltliche als um geistliche Dinge zu kümmern. Das schadete natürlich dem Ansehen der Kirche. Und obschon gegen 1270 der Sieg des Papsttums über die Hohenstaufen vollständig war, fand gerade dieses Jahr der letzte eigentliche Kreuzzug statt: das blinde Vertrauen der Völker in die Führung des Papsttums, sowie der religiöse Opfermut waren zum großen Teil geschwunden.

Die führende Gesellschaftsklasse des Mittelalters war bis gegen Ende der Kreuzzüge das Rittertum. In den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts löste es sich in sein Gegenteil, das Raubrittertum, auf (s. § 103).

In dem Maße nun wie diese treibenden Kräfte des Mittelalters (Papsttum, Kaisertum, Rittertum) versagten, bildeten sich neue Mächte heran und übernahmen die Führung, die den anderen entglitt. Hatten Papst und Kaiser bis dahin versucht, die gesamte Menschheit, oder doch zum mindesten das ganze Abendland zu beherrschen, so unternahmen es jetzt die einzelnen Könige, wenigstens jene Gebiete unter ihrer Herrschaft zu vereinigen, deren Bewohner durch gemeinsame Interessen, Sprache und Kultur zusammengehörten. An die Stelle eines großen, von

Papst und Kaiser gemeinsam zu verwaltenden Reiches traten kleinere Nationalstaaten, wie England oder Frankreich; an die Stelle des Lateinischen, das nicht nur den kirchlichen Bedürfnissen, sondern auch immer noch dem schriftlichen Verkehr gedient hatte, traten die Nationalsprachen, wie Französisch, Englisch, Deutsch.

Dem versinkenden Rittertum aber drängten die aufblühenden Städte mit ihrem wohlhabenden Bürgertum nach.

In England und Frankreich, die sich in weiser Beschränkung meist von den großen Auseinandersetzungen zwischen Papst und Kaiser ferngehalten hatten, waren diese neuen Kräfte schon herangereift.

Ein kurzer Überblick auf die Geschichte dieser Länder bis zum Ende des 13. Jahrhunderts wird uns das beweisen.

§ 114. **Rückblick auf England: die dänische Herrschaft; Wilhelm der Eroberer.** — Die räuberischen Dänen suchten England zur selben Zeit heim, da ihre Stammesbrüder, die Normannen, Deutschland, Lothringen und Frankreich ausplünderten (s. § 55). Zwar wurden sie von Alfred dem Großen (871—901) besiegt. Aber ein Jahrhundert später nahmen sie ihre Angriffe gegen die Insel wieder auf und eroberten diesmal ganz England. Ihr König Knut der Große regierte das Land mit viel Kraft und Weisheit (1017—1035).

Doch einige Jahre nach Knuts Tode gelangte mit Eduard dem Bekenner (1042—1066) wieder ein Angelsachse auf den Thron. Allerdings stammte Eduard durch seine Mutter vom Herzog der Normandie ab. Infolgedessen hatte er eine Vorliebe für französisch-normannische Kultur, die der sächsischen Gesittung weit überlegen war. Die höchsten Ämter in seinem Reich vertraute er hochgebildeten Normannen an. Die Adligen, die damit sehr unzufrieden waren, riefen nach Eduards Tod den normannenfeindlichen Adligen Harold zum König aus.

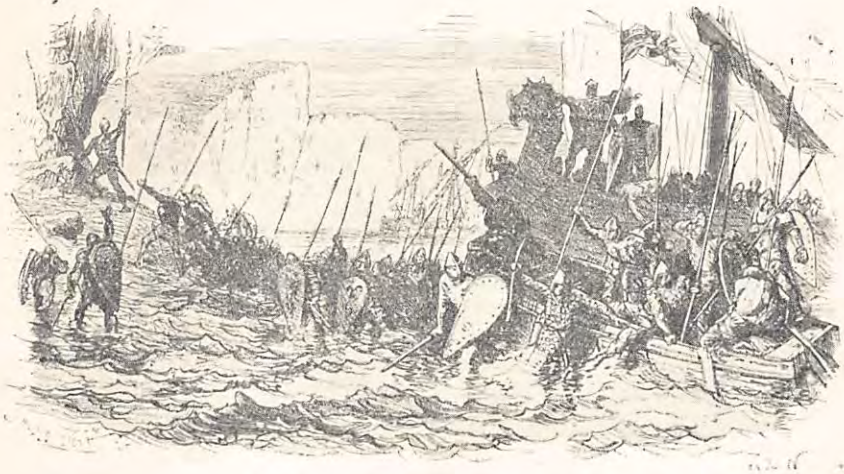
Nun behauptete aber der Herzog Wilhelm von der Normandie, als Vetter des verstorbenen Königs Anrecht auf die englische Krone zu haben. Er sammelte eine Armee und feuerte den Eifer der in ihr dienenden weltlichen und geistlichen Herren dadurch an, daß er jedem einen Anteil an der Beute versprach, der gemäß der geleisteten Hilfe, den bereitgestellten Soldaten, Waffen oder Schiffen und der persönlichen Tapferkeit bemessen würde.

Ungehindert landete das Heer in Südengland. Bei Hastings wurde Harold (1066) so entscheidend geschlagen, daß durch diese eine Schlacht ganz England in die Gewalt Wilhelms fiel. Von da ab wurde dieser der Eroberer genannt (1066—1087).

§ 115. Die Bedeutung der Eroberung Englands durch die Normannen. — Bei weitem den größten und wertvollsten Teil des Landes behielt Wilhelm der Eroberer für sich. Den Rest teilte er in mehr als 60 000 kleine Lehen auf und schenkte diese seinem Versprechen gemäß seinen Soldaten. Je nach dem Rang, den sie im Heere bekleidet hatten, und je nach den militärischen Leistungen wurden so aus früheren Viehhändlern, Schreibern, Schneidern usw. Ritter, Barone, Grafen. Sie ersetzten die angelsächsischen Adligen in der Verwaltung des Landes.

Die Eroberer hatten französische Sprache und Gesittung mit nach England gebracht. Es dauerte ein volles Jahrhundert, bis diese sich mit der angelsächsischen Eigenart des Volkes vermischte hatten. Aus dieser Verschmelzung entstand die englische Kultur und die englische Sprache, welche letztere man als angelsächsische Mundart mit starkem französischen Einschlag bezeichnen kann.

Immer mehr schwanden Feindschaft und Mißtrauen zwischen den beiden Volksteilen; durch das Meer von den anderen Völkern getrennt, fühlten sie immer stärker, daß sie auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden waren. Aus der Gemeinsamkeit von Sprache, Kultur und Interessen entstand die englische Nation.



Die Normannen landen in England.

§ 116. **Der sog. Erste Hundertjährige Krieg.** — Der Zusammenschluß aller Engländer zu einer Nation wurde beschleunigt durch die langwierigen Kämpfe gegen Frankreich.

Wilhelm der Eroberer und seine Nachfolger waren viel mächtiger als die Könige von Frankreich. Dennoch waren sie in ihrer Eigenschaft als Herzöge der Normandie deren Vasallen. Dieses Mißverhältnis wurde noch augenfälliger, als durch Heirat die englische Krone auf die Anjouer Grafenfamilie der Plantagenets überging. Denn diese besaßen in Frankreich neben ihrem alten Familiengut: Anjou, Maine und Touraine jetzt als Könige von England die Normandie und hatten durch Heirat das meiste Land zwischen Loire und Pyrenäen, vor allem Aquitanien und Gasconne, hinzu erworben (s. Karte § 119). Mehr als die Hälfte Frankreichs gehörte ihnen, ein Gebiet, das etwa achtmal größer war als das des französischen Königs, ihres Lehnsherrn! Langwierige Streitigkeiten, die man in ihrer Gesamtheit oft als den Ersten Hundertjährigen Krieg bezeichnet, waren die Folge davon.

Seinen Höhepunkt erreichte dieser Kampf unter dem englischen König Johann Ohneland (1199—1216), der unvorsichtig genug war, sich gleichzeitig mit dem französischen König Philipp August und dem Papst Innozenz III. zu verfeinden.

Nicht nur verlor er an ersteren seine nordfranzösischen Besitztümer; sein Streit mit der Kirche bewog Innozenz III. dazu, ihn abzusetzen und Philipp August mit der Ausführung des Absetzungsdekretes zu betrauen (s. § 102). Obschon sich jetzt Johann Ohneland unterwarf, obschon er sogar sein Land zum päpstlichen Lehen erklärte, kam es (1214) bei Bouvines in Nordfrankreich zur entscheidenden Schlacht, in der Johann eine völlige Niederlage erlitt.

§ 117. **Der Kampf des englischen Königtums gegen die Fürsten.** — Der englische Adel, der bis dahin völlig in der Hand des Königs gewesen war, erhob sich nach der Niederlage von Bouvines gegen Johann Ohneland und zwang ihn (1215), die Magna Charta, den „großen Freiheitsbrief“ zu unterschreiben.

Dieser bestimmte u. a., daß niemand ohne Urteil verhaftet und bestraft werden konnte; er schränkte die Abgaben ein; außergewöhnliche Steuern durften nur mit Zustimmung der Versammlung der Adligen erhoben werden; ein Ausschuß von 25 Großen konnte den König im Fall eines Verstoßes gegen die Satzungen der Magna Charta zur Rechenschaft ziehen und bestrafen.

Die Magna Charta bedeutet einen Wendepunkt in der englischen und in der europäischen Geschichte. Durch sie verzich-

teten im Kampf zwischen König und Fürsten beide Parteien auf die vollständige Vernichtung des Gegners. Das war von großem Nutzen für die ganze Nation. Denn die völlige Ohnmacht der königlichen Gewalt hätte in England gerade wie in Deutschland zu Gesetzlosigkeit und Faustrecht geführt. Die Niederlage des Adels hingegen hätte diesem nicht erlaubt, einen Teil der verantwortungsbewußten Mitarbeit an den Geschäften des Staates zu übernehmen.

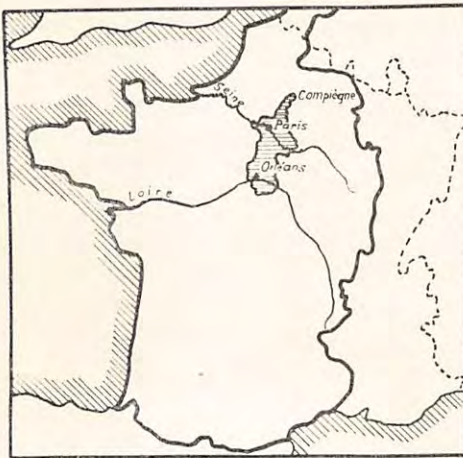
Die Grundsätze der Magna Charta brauchten in späteren Jahrhunderten nur vom Adel auf das ganze Volk überzugehen, damit die modernen verfassungsmäßigen demokratischen Staaten entstanden.

§ 118. Rückblick auf Frankreich; die ersten Kapetinger. — In Frankreich hatte die Familie der Kapetinger, so benannt nach ihrem Begründer Hugo Capet, seit 987 das Geschlecht der Karolinger ersetzt.

Anfangs war ihre Macht geringer als die irgend eines großen Vasallen; der König besaß lediglich einen schmalen Streifen

Landes, der sich von Orléans über Paris bis nach Compiègne erstreckte. Über dieses Gebiet hinaus waren seine Anordnungen und Befehle nicht gültig.

Doch aus verschiedenen Ursachen hat sich die königliche Macht den Fürsten gegenüber langsam, aber stetig erweitert. Zuerst wußten die Kapetinger aus dem Wahlkönigtum ein Erbkönigtum zu machen, indem sie jedesmal schon zu ihren Lebzeiten ihren ältesten Sohn kirchlich zum König salben ließen; einem Zeit-



— Damalige Grenze Frankreichs.
 Heutige Ostgrenze Frankreichs;
 Luxemburg.
 ≡ Besitz der ersten Kapetinger.

alter; das ganz vom Religiösen durchdrungen war, erschien der „Gesalbte des Herrn“ als eine heilige und unantastbare Person und war dem Ränkespiel der Adligen entzogen. Bis zur völligen Erstarkung des Königtums ist es zu keinem verhängnis-

vollen Familienzwise (wie dem zwischen Otto dem Großen und seinem Bruder Heinrich, s. § 66; oder dem zwischen Heinrich IV. und seinem gleichnamigen Sohn und Nachfolger, s. § 80) und zu keiner langandauernden Minderjährigkeit (wie jener Heinrichs IV.) gekommen. Statt, wie die deutschen Kaiser, sich übermenschliche Aufgaben zu stellen und ihre Kräfte im dreifachen Kampf gegen die Fürsten, den Papst und das Ausland aufzureiben, haben sich die Karolinger auf den Kampf gegen die Fürsten zu beschränken gewußt. Dabei stützten sie sich auf die Kirche und, vom 12. Jahrhundert ab, in steigendem Maße auf die Städte, die als Gegner des Rittertums in Frankreich früher als in Deutschland Bedeutung gewannen.

Bald durch Kauf oder Erbschaft, bald durch Gewalt erweiteren sie ihren Besitz und ihre Macht.

§ 119. **Philipp August (1180—1223).** — Die englischen Könige aus dem Hause der Plantagenets hatten durch Erbschaft ihren Familienbesitz in Frankreich bedeutend vermehrt und waren bei weitem die mächtigsten Herren des Landes (s. § 116).

Durch ebenso kluges wie gewalttätiges Vorgehen gelang es König Philipp August (1180—1223), im Kampf gegen Johann



||||| Besitz der Plantagenets.
 === Besitz der französischen Könige.

Ohneland die Länder Normandie, Anjou, Maine und Touraine zu erobern. Die Schlacht bei Bouvines (1214) war für die Entwicklung Frankreichs ebenso wichtig wie für die Schicksalsgestaltung Englands. Das französische Königtum gewann durch diesen Sieg ein solches Ansehen, daß der Adel ihm kaum mehr erstlich zu widerstehen wagte. Die Fürsten unterordneten sich dem König nicht nur, weil letzterer stärker

war als sie, sondern darüber hinaus schon aus dem Gefühl, daß ihr eigenes Wohl und Wehe eng mit dem Schicksal Gesamtfrankreichs verbunden war.

Auch in Frankreich erwachte das Nationalgefühl.

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Unter Philipp August fand auch auf Veranlassung Innozenz' III. der Kreuzzug gegen die Albigenser statt (s. § 111). Er endete damit, daß unter Philipps Nachfolger Ludwig VIII. (1223 bis 1226) auch Südfrankreich an die Krone fiel.

§ 120. **Ludwig IX. der Heilige.** — Als Ludwig IX. (1236—1270) den Thron bestieg, war die Vereinigung der französischen Länder unter einem Szepter größtenteils vollzogen. Zur Zeit, da Kaiser Friedrich II den deutschen Fürsten die Hoheitsrechte verlieh (s. § 103) und in Deutschland sich der Kampf aller gegen alle vorbereitete, war Frankreich zur Nation gereift.

Ludwig der Heilige hat das Ansehen des französischen Königtums und Frankreichs außerordentlich gestärkt. Während damals im übrigen Europa nur die rohe Gewalt herrschte, war es sein Bestreben, in echt christlicher Weise für Frieden und Gerechtigkeit zu sorgen.

Obschon er die Engländer bei Saintes (1242) besiegt hatte, gab er ihnen doch die französischen Gebiete zurück, die seiner Ansicht nach den englischen Königen als seinen Vasallen rechtmäßig zukamen. Den Kampf des Papstes gegen den deutschen Kaiser Friedrich II. (s. § 103) und das Chaos, das daraufhin in Deutschland herrschte, nützte er nicht aus, obschon eine Eroberung früherer lothringischer Länder nicht allzu schwer gewesen wäre.

Ein König muß sich, so schrieb er an seinen Sohn, mit aller Kraft davor hüten, einen Krieg hervorzurufen, und, wenn man ihm Unrecht getan, darf er dazu seine Zuflucht erst nehmen, nachdem er alle anderen Mittel erschöpft hat, um sich Recht zu verschaffen.

So wie in unsern Tagen der internationale Gerichtshof im Haag geründet wurde, um Streitfragen zwischen Nationen auf dem Wege des Schiedsgerichtes zu regeln, so gab schon damals Ludwig der Heilige Befehl, daß alle Streitfälle zwischen seinen Vasallen seinem Schiedsspruch unterworfen seien. Vierzig Tage lang, vom Tage des Streitausbruches an gerechnet, durften die französischen Adligen keine Fehde beginnen, wenn sie nicht die ganze Macht des Königs spüren wollten.

Diese echt christliche Gesinnung trug dem König die Bewunderung des gesamten Abendlandes ein. Auch das Ausland rief ihn vielfach zum Schiedsrichter in heikeln Streitfällen an. So Graf Heinrich der Blonde von Luxemburg und der Graf von Bar, als sie über das Besitzrecht von Liany nicht einig werden konnten; so König Heinrich III. von England und der englische Adel; so Kaiser Friedrich II. in seinem Zwist mit dem Papst

Sogar das Mißlingen der beiden von Ludwig unternommenen Kreuzzüge (s. § 107) hat seiner Beliebtheit keinen Eintrag getan. Vielmehr hat sein Tod auf ferner Kreuzfahrt dazu beigetragen, ihn legendenhaft vergrößert im Andenken des Volkes weiterleben zu lassen.

- § 121. **Wachsender Einfluß Frankreichs auf Lothringen.** — Die Macht des französischen Königtums und mit ihr das Ansehen und die Anziehungskraft der französischen Nation haben sich also bis 1270 ruhig und stetig aufwärts entwickelt, während das deutsche Kaisertum in wilder Zickzacklinie seinem Untergang entgegenstürmte und das Reich dem Elend und der Auflösung zuführte.

Kein Gebiet hat diese doppelte Entwicklung deutlicher verspürt als das alte Lothringen und das ihm zugehörige Luxemburg

Schon der Investiturstreit (1079—1122) hatte das Auseinanderfallen Niederlothringens in eine Unmenge kleinerer Herrschaften, sowie die Beschränkung Oberlothringens auf ein kleines Gebiet an der Obermosel, südlich unseres Landes, zur Folge gehabt (s. § 81).

Der niedere Adel dieser Gegenden war also frei von der Vormundschaft der Herzöge von Lothringen, die sich sehr oft als Beamte und Stellvertreter des Kaisers gefühlt hatten. Während so der staatliche Zusammenhang mit dem Reich sich lockerte, wuchs der Einfluß der überlegenen französischen Kultur

- § 122. **Luxemburg unter dem Hause Namür.** — In Luxemburg war im Jahre 1136 mit Konrad II. die männliche Linie des Ardenner Grafengeschlechtes ausgestorben. Infolgedessen ging die Grafenwürde auf Heinrich von Namür über, dessen Mutter Ermesinde aus dem Ardennerhause stammte.

Heinrich, der als Graf von Luxemburg der Fünfte, oft auch der Blinde genannt wird, ist somit der Begründer des Namürer Hauses geworden. Wichtige französisch sprechende Länder wie Namür, Durbuy, Laroche und später Arlon kamen an Luxemburg, das fortan in einen deutschen und einen wallonischen Teil zerfiel. Die französische Sprache, die seit Jahrhunderten neben der deutschen Heimatrecht in Luxemburg hatte — sprach man doch in einem Teil des Minettebassins, sowie zu Trotten und Syr französisch — erlangte damit überwiegenden Einfluß und wurde in adligen Kreisen, sowie in den gräflichen Verwaltungsbüros mit Vorliebe gebraucht.

- § 123. **Gräfin Ermesinde.** — Segensreich für die Grafschaft war die Regierung Ermesindes (1196—1247), der Tochter Heinrichs V.

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Die Gräfin war seit dem Alter von 2 Jahren mit dem Grafen Heinrich von Champagne verlobt und verbrachte ihre Kindheit in Frankreich.

Ihre gesamte Tätigkeit verrät französischen Einfluß. Wie die Kapetinger in Frankreich, suchte auch sie in ihren Ländern die Macht des niederen Adels zu brechen. Sie führte u. a. die Hofämter eines Marschalls, Bannerherrn, Mundschenks usw. ein und fesselte dadurch die trotzigen Adligen an sich; die Verwaltung ihrer Güter, die bis dahin in verschiedenen adligen Familien erblich gewesen war, übertrug sie Pröpsten, die von ihr abgesetzt werden konnten.

Dem Freiheitsstreben der Städte trat sie nicht, wie die deutschen Kaiser, entgegen, sondern wußte nach dem Vorbild der französischen Könige durch freigebige Verleihung von Freiheitsbriefen die Bürger auf ihre Seite zu bringen; so gewann sie für den Kampf gegen die Ansprüche der Adligen treue Bundesgenossen.

Echternach (1236), Diedenhofen (1239), Luxemburg (1244) wurden von ihr zu freien Städten erklärt.

Ermesinde wurde in der von ihr gegründeten Abtei Clairefontaine bestattet. Mit ihr starb das Haus Luxemburg-Namür aus und wurde durch den Zweig Luxemburg-Limburg ersetzt, indem Heinrich V. der Blonde, der Sohn Ermesindes und Walrams von Limburg, den Thron bestieg.

Unter diesem Geschlecht sollte Luxemburg den Gipfel des Ruhms ersteigen: hat es doch im Laufe der folgenden 150 Jahre nicht weniger als vier deutsche Kaiser gestellt, seine Besitzungen in unglaublicher Weise vergrößert und eine hervorragende Rolle in der europäischen Geschichte gespielt.



Siegel der freien Stadt Luxemburg.

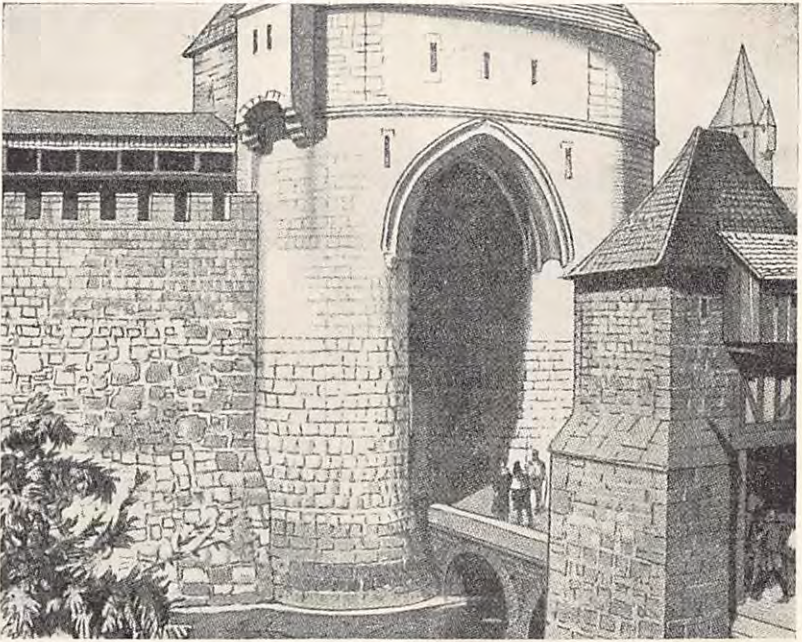


GRÄFIN ERMESINDE.

Nach ihrem Siegel gebildetes Bronzerelief im Echternacher Stadthaus. Einer Zeichnung von P. Blanc gemäß modelliert von Michel Haagen.



Freiheitsurkunde der Stadt Luxemburg. (1244). Original im städt. Archiv, Luxbg



STADTTOR.

Davor der wassergefüllte Graben und die durch einen besonderen, vorgeschobenen Turm geschützte Brücke. An beiden Tortürmen oben: hervorspringende sog. Pechnasen, durch deren Bodenlöcher die Verteidiger siedendes Pech, aber auch Steine und andere Geschosse auf die Angreifer werfen konnten. Links ein Teil der Stadtmauer mit Brustwehr und gedecktem Laufgang.

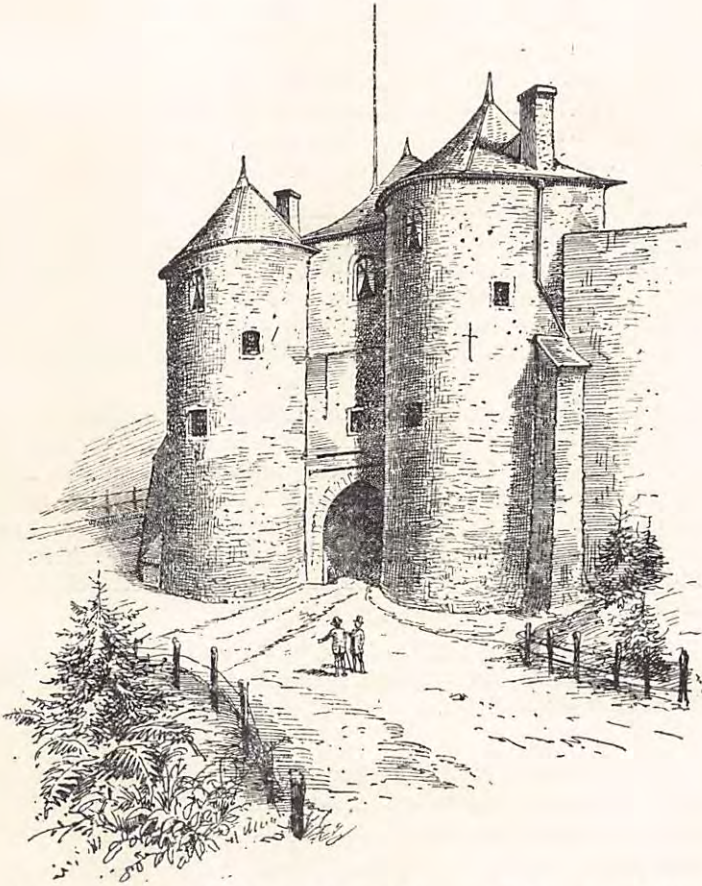
II. Städtewesen und Bürgertum.

§ 124. Das Entstehen der Städte. — Eine der wichtigsten Folgen der Kreuzzüge war die außerordentliche Belebung des Handels und der daran anschließende Aufschwung der Städte (s. § 109).

Letztere entwickelten sich am zahlreichsten und kräftigsten in den romanischen Ländern und in der Rheingegend, wo die altrömischen Städte noch nicht verschwunden waren und vielfach sogar noch Überreste städtischer Freiheiten die römische Kaiserzeit überdauert hatten.

Aber auch neue Städte entstanden, und zwar im Anschluß an die Märkte, die an Kreuzungspunkten wichtiger Straßen oder in Burg- und Abteiflecken abgehalten wurden. Weil diese

*↑
urbanistische
nim. Stadtkultur
normale
Bass.
Handelswege*



DAS PFAFFENTHALER TOR, „DREI TÜRME“
genannt, ein Überrest aus der im 11. Jahrh. erbauten zweiten Ring-
mauer der Stadt Luxemburg. Diese führte durch die Grabenstraße
und die Clairefontainestraße (Regierungsgebäude) zum unteren
Tor im Breitenweg.

Märkte gewöhnlich mit großen kirchlichen Feiern zusammenfielen, zu welchen viele Leute aus der Nachbarschaft zusammenströmten, nannte man sie auch Messen (vgl. die Leipziger Messe, die Schobermesse; aber auch Kirmes von Kirchmesse!).

Sie fanden ursprünglich nur jährlich statt. Dann aber empfand man das Bedürfnis, Monats- und Wochenmärkte einzulegen.

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Das ersparte manchem Kaufmann das mühselige Wandern von Stadt zu Stadt. Er konnte seine Waren von Markttag zu Markttag in eigens zu diesem Zweck errichteten Hallen aufstapeln.

Da die Raubritter der Umgegend oft die Gelegenheit wahrnahmen, durch einen kecken Überfall sich der Marktwaren zu bemächtigen, wurde die Ortschaft mit einer schützenden Mauer umgeben. Dann erst wurde sie Stadt genannt, und ihre Einwohner (die sich geborgen fühlten): Bürger.

ca
§ 125. Das Verhältnis der Könige und Fürsten zu den Städten. — Weitsichtige Herrscher merkten gar wohl, mit welchem unwiderstehlichem Drange die Städte emporstrebten. Sie widersezten sich darum der Entwicklung nicht, sondern waren darauf aus, den kräftigen neuen Stand für sich zu gewinnen und ihn zum Bundesgenossen im Kampf gegen den immer widerspenstigen Adel zu machen.

In Deutschland, wo, mit Ausnahme des Rheinlandes, durch das Fehlen altrömischer Städte die Entwicklung mühsam vor sich ging, standen die Kaiser ziemlich planlos bald zu den Städten, bald zu den Fürsten. Und wenn das Kaisertum sich nach der schweren Niederlage, die es im Kampf mit dem Papsttum erlitten, nicht mehr erholen konnte, so ist seine schwankende Haltung den Städten gegenüber zum großen Teil schuld daran gewesen.

Die französischen Könige hingegen verdankten ihren Sieg über die Fürsten bis zu einem gewissen Grade dem freundschaftlichen Verhältnis, das sie mit den Städten verband (s. § 118).

Auch die mächtigeren Fürsten des früheren Lothringen, Ermsinde beispielsweise, erkannten schon früh den Nutzen, den sie aus der Begünstigung der Städte ziehen konnten (s. § 123).

In. Leibeigene
Die größte Wohltat, die ein Fürst seiner Stadt erweisen konnte, war die Verleihung eines sog. **Freiheitsbriefes**. Diese Urkunde bestimmte, daß die Bürger aufhörten, Leibeigene zu sein: sie durften nicht mehr willkürlich von ihrem Herrn zu Steuern und Dienstleistungen herangezogen werden, sondern hatten ihm nur jene Abgaben zu entrichten, die in der Freiheitsurkunde ausdrücklich aufgezählt waren. Es wurde ihnen ein gewisses Recht der Selbstverwaltung eingeräumt: sie durften einen Rat und einen Bürgermeister wählen, selber die Richter einsetzen, oft sogar für sich Steuern erheben, die bis dahin dem Landesherrn zugekommen waren. Doch waren die Einzelbestimmungen von Fall zu Fall verschieden. Bei uns wurden Ortschaften wie Echternach, Luxemburg, Diedenhofen nach dem

Muster der Urkunde befreit, die der Bischof von Reims (1182) seiner neuen Stadt Beaumont gewährte (la loi de Beaumont, auf deutsch verstümmelt zu: Böhmerrecht). Es folgten in späteren Jahren alle größeren Ortschaften des Landes, ja selbst Dörfer, wie Künzig, Limpach, Eyschen usw.

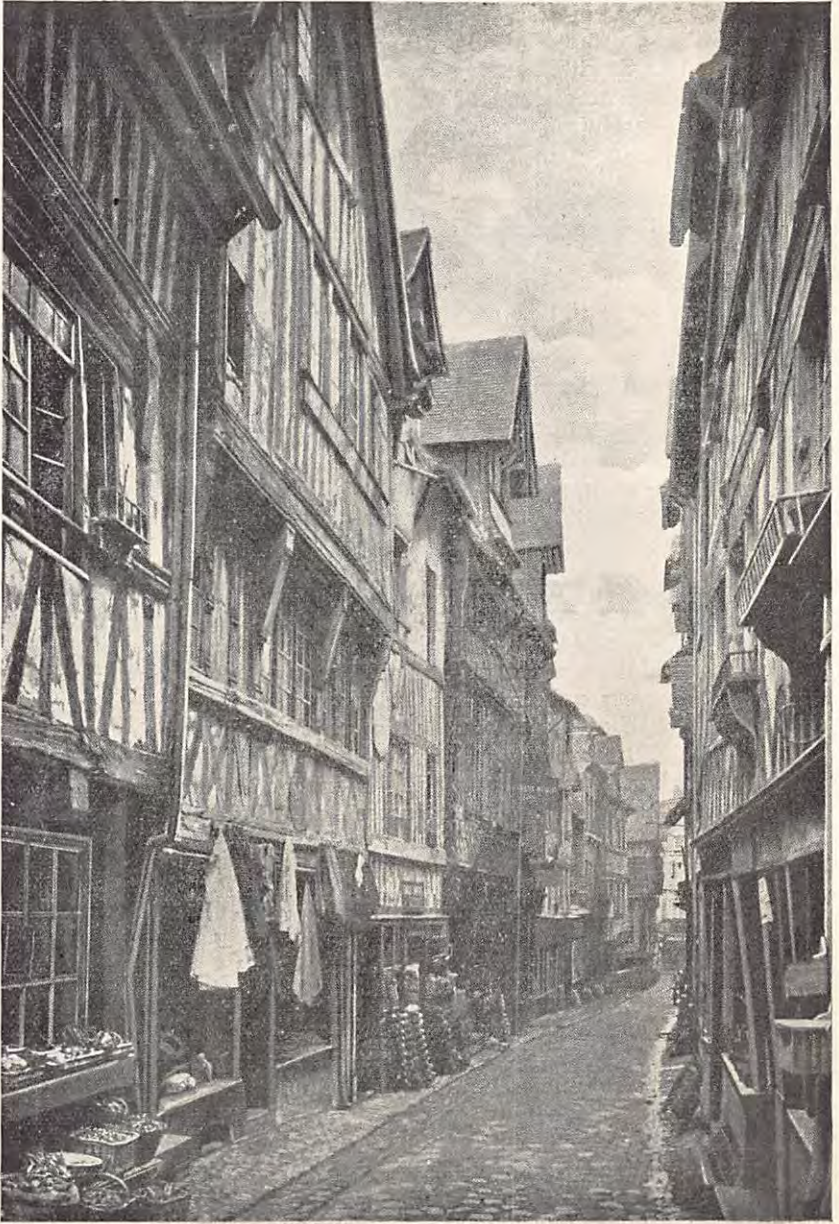
§ 126. **Die Arbeitsteilung: das Handwerk.** — Das aussterbende, entartete Rittertum konnte vielfach die Leibeigenen nicht mehr im Bereich der Burg festhalten. Die Bauern entzogen sich, wenn immer nur möglich, der harten Fron des Landlebens und siedelten sich in den Städten an. Deren Bevölkerung vermehrte sich zusehends.

Weil viele Leute zusammenlebten, konnte eine weitgehende Arbeitsteilung eintreten. Bis dahin hatte der alleinwohnende Hörige seine Hütte selbst bauen, seine Kleider selbst zurechtschneiden, sein Schuhwerk selbst anfertigen müssen (s. § 56). Im Dorf war von Handwerkern höchstens ein Schmied anzutreffen; Schreiner, Schuster, Schneider usw. gab es gewöhnlich nur auf den großen Guts- oder Fronhöfen.

Bei der großen Nachfrage nach Gebrauchsgegenständen jeder Art entstanden in den Städten nicht nur die gewöhnlichen Handwerke; selbst innerhalb der einzelnen Gattungen mußten, weil es beim Fehlen von Maschinen auf Handfertigkeit und ununterbrochene Übung ankam, neue Teilungen eintreten. Im Schmiedehandwerk beispielsweise unterschied man Grobschmiede, Schlosser, Hufschmiede, Schwertfeger oder Waffenschmiede, Sporenmacher, Messerschmiede, Klempner, Pfannenschmiede, Windenmacher, Kessler, Goldschmiede, Silberschmiede, Uhrmacher usw. In großen Städten wie Paris zählte man über 300 verschiedene Handwerke.

Infolge dieser weitgehenden Arbeitsteilung verbesserte sich die Qualität der Waren.

§ 127. **Die Entstehung der Familiennamen.** — Solange die Bevölkerung verstreut auf dem Lande herum wohnte, genügten zur Bezeichnung der Einzelpersonen die Taufnamen. In den Städten aber wohnten so viele Leute zusammen, daß man, um sie besser von einander zu unterscheiden, zum Taufnamen einen zweiten Namen fügte. Dieser war entweder der Taufname des Vaters im Nominativ oder Genitiv (z. B. Jakob, Jakobs oder lateinisch Jacobi; Steffen für Stephan; Enders für Andreas usw.); oder der Name der früheren oder jetzigen Heimat (Howald, Bour, Weimerskirch, Welsch für Franzose, Flammang = flandrisch, Baden, Gelhausen); oder der Beruf (Bäcker, Metzler, Schlessler, Kessler, Reuter = Reiter); oder die Bezeichnung einer hervorstechenden



MITTELALTERLICHE STRASSE IN LISIEUX (Frankreich).

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Eigenschaft des Trägers (Schwarz, Weiß, Groß, Klein, Schnell, Demuth); oder Spitz- und Spottnamen. Mit der Zeit wurden diese Namen erblich, und so entstanden die Familiennamen.

§ 128. **Das Aussehen einer Stadt.** — Bei der Anlage einer Stadt ging man planlos vor; jeder errichtete sein Haus, wie und wohin er konnte und wollte. Da zudem die Stadtmauern den Raum beschränkten, suchte man Platz zu gewinnen, indem man die Häuser eng aneinanderbaute, ja sie teilweise ineinanderschachtelte, so daß beispielsweise das erste Stockwerk eines Hauses über das Erdgeschoß des Nachbarn hinausreichte oder eine Türe oder Treppe beiden Häusern gemeinsam war. Bei mehrstöckigen Gebäuden ließ man das Stockwerk nach der Straße zu jedesmal um ein gutes Stück über den Unterbau hervorstehen. Durch solche Bauweise entstanden enge, winklige Straßen, in die kaum ein Lichtstrahl drang.

Wasserleitung, Kanalisation, Müllabfuhr, ja meist sogar Straßenpflasterung waren unbekannt. Wo kein öffentlicher fließender Brunnen bestand, mußte man das Wasser mühsam aus tiefem Schacht emporwinden. Aller Abfall und Unrat wurde auf die Straße geworfen. Am besten war es um die Gassen bestellt, durch die ein Bach floß, da dieser wenigstens einen Teil des Schmutzes mitfortschwemmte.

War der Wust so hoch geworden, daß man nicht mehr durchkonnte, oder war der Gestank verwesender Tiere unausstehlich, dann verstand die Stadt sich zu einer — meist nur teilweisen — Reinigung. So wurde 1477 zu Luxemburg die große Wasserlache, die sich in der Gegend der heutigen Maria Theresienstraße befand, der sog. Hellepull, abgelassen, um einige Tierkadaver zu entfernen. Bei einer Reinigung, die zwei Jahre später stattfand, wurden über tausend Teimerladungen Schmutz aus den Straßen der Oberstadt herausgeführt. Die Unterstädte wurden überhaupt nicht gereinigt.

Und dabei war die Stadt Luxemburg in mancher Beziehung größeren Städten weit voraus: sie kannte schon seit dem 14. Jahrhundert die Straßenpflasterung, erhielt 1390 als eine der ersten Städte eine Turmuhr und um dieselbe Zeit die ersten Feuerwaffen!

§ 129. **Das Leben in den Häusern.** — Die Häuser bestanden in der Regel aus Fachwerk, d. h. einem Balkengerüst, dessen einzelne Fächer mit Lehm ausgefüllt waren. Der Fußboden war aus Estrich (gestampftem Lehm). Schornsteine waren nicht gebräuchlich: der Rauch mußte durch ein Loch in der Decke oder durch die Fenster entweichen. Glasscheiben wurden nicht ver-

wandt, so daß zum Schutz gegen Zugluft und Kälte die Fensterladen geschlossen werden mußten. Dann saß man in der Finsternis, die man durch ölgetränkte Kienspäne, in reicheren Haushaltungen auch wohl durch Talg- oder gar Wachskerzen zu erleuchten suchte. Der Rauch des Herdfeuers reizte Hals und Augen und rief Heiserkeit und Triefäugigkeit hervor. Um es in den unwohnlichen Räumen einigermaßen aushalten zu können, legte man ein möglichst schwaches Feuer an und kleidete sich dafür recht dick und warm.

Später wurden die Häuser der Reichen ganz oder teilweise aus Stein gebaut; in die Fensteröffnungen setzte man Bußenscheiben, d. h. kleine, durch Bleieinfassung miteinander verbundene, undurchsichtige Glasscheiben ein. Ein aus Ziegeln gebauter mächtiger Kachelofen stand in der Ecke an den Innenwänden der Stube und gab so von seiner Hitze an die nebenliegenden Gemächer, durch eine geöffnete Klappe in der Zimmerdecke oft auch an das Stockwerk ab. Eine Esse führte den Rauch bis an das Dach, ragte aber nicht, nach Art unserer Schornsteine, über dieses hinaus.

be § 130. Einige mittelalterliche Plagen: **Feuersbrunst, Hunger und Seuchen.** — Oft fingen die strohgedeckten Dächer Feuer; dieses fand in dem Fachwerk reichliche Nahrung. Da die Häuser dicht zusammenlagen und das Löschwesen noch nicht ausgebildet war, brannten oft ganze Viertel, ja ganze Städte ab.

Für die Versorgung mit Lebensmitteln hingen die Städte fast ausschließlich von der Landwirtschaft der näheren Umgebung ab. Nun waren aber Zugtiere und Eisenpflüge so teuer, daß die Bauern meist ohne sie auskommen mußten, und der Boden brachte recht wenig hervor. Eine Mißernte bedeutete regelmäßig Hungersnot, sogar für die Bauern selbst; denn ein Überschuß von der vorigen Ernte her war fast nie vorhanden, und die Verkehrsschwierigkeiten erlaubten es nicht, große Mengen Nahrungsmittel aus fernen Gegenden herbeizuschaffen. Oft waren innerhalb eines Menschenalters die Hungerjahre häufiger als die andern.

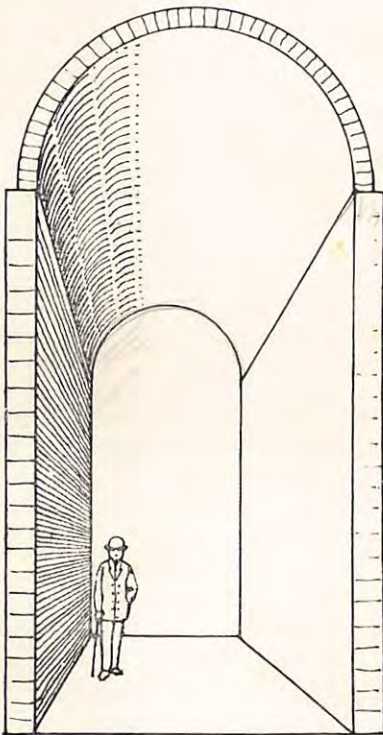
Katastrophen wie Feuersbrunst und Hungersnot richteten also immer wieder Verheerungen an; die allgemeinen Lebensbedingungen waren sehr ungesund; es ist also weiter nicht verwunderlich, daß die Sterblichkeit, besonders unter den Kindern, außerordentlich groß war. Pest und Cholera forderten Millionen von Opfern. Der Aussatz war so verbreitet, daß jede größere

Stadt ihr Aussätzigenheim, das sog. Siechenhaus (la léproserie), unterhielt. Für die Stadt Luxemburg war es der noch heute so benannte Siechenhof. Dort lebten in völliger Abgeschlossenheit die unheilbar Kranken von den Almosen mildherziger Menschen und erwarteten den Tod.

§ 131. Die Kirchenbauten des Mittelalters. Der romanische Baustil. — Es mutet uns heute fast unglaublich an, daß im Schoße der mittelalterlichen Städte, die ihren Bürgern so außerordentlich schlechte Wohnverhältnisse boten, in der Form von Kathedralen Wunderwerke der Baukunst entstanden.

Im ersten christlichen Jahrtausend waren die Kirchen allgemein nach dem Muster der griechisch-römischen Basilika (des Gerichtsgebäudes) erbaut worden. Sie war gekennzeichnet durch eine flache Holzdecke, oder, was viel häufiger war, durch das Fehlen einer Decke, so daß Dachgesperr und Dach von unten her sichtbar waren.

*Beispiele
Eskkon-
Leningrad*



Gegen die Jahrtausendwende fand die Christenheit, von religiösem Eifer durchdrungen, diese Kirchenform nicht mehr schön genug. Man nahm sich Bauten wie die Sophienkirche in Konstantinopel, die Grabeskirche von Jerusalem und manche von der Völkerwanderung verschonte Gebäude Italiens und Südfrankreichs zum Muster und ersetzte die flache Holzdecke durch ein Steingewölbe. Die erste und einfachste Form davon war das Tonnengewölbe (s. Abbildung nebenan), so benannt, weil es der Innenansicht einer längs halbierten Tonne gleicht. Das ungeheure Gewicht dieser Steinmasse

a/

zwang die Bauherrn zu einer ungewöhnlichen Verstärkung der

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Mauern, deren Tragkraft nicht durch große Fenster vermindert werden durfte. Halbdunkel herrschte in diesen Kirchen.

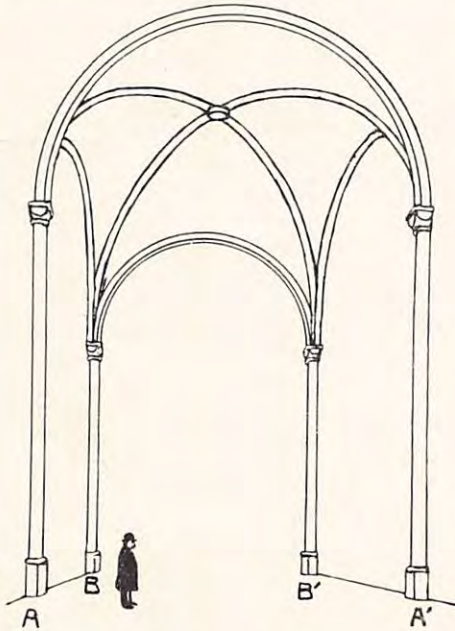
Die überdicken Mauern und die allzukleinen Fenster empfand man als Mängel. Abzuhelfen war diesen nur dadurch, daß man das Gewölbe leichter gestaltete.

Das gelang durch die Anwendung des sog. Kreuzgewölbes. Im Unterschied zum massiven Tonnengewölbe besteht

das Kreuzgewölbe aus verhältnismäßig dünnen Gewölberippen, durch welche die einander gegenüberstehenden

(auf nebenstehender Abbildung A und A', B und B'), sowie die hintereinandergereihten (auf der Abbildung A und B, A' und B'), Säulen verbunden werden; außerdem wird zwischen zwei Säulenpaaren je eine solche Rippe von der rechten vorderen zur linken hinteren (von A' nach B), von der linken vorderen zur rechten hinteren (von A nach B') geschlagen.

Weil letztere sich in der Mitte kreuzen, spricht man von einem Kreuzgewölbe.



Die Zwischenräume wurden mit leichtem Material ausgefüllt. Nunmehr vermochte das leicht gewordene Gewölbe ausschließlich auf Säulen zu ruhen; der Raum zwischen den Säulen konnte nach Belieben leer bleiben oder durch dünnes Mauerwerk oder große Glasfenster ausgefüllt werden.

Tonnengewölbe und die eben besprochene Art des Kreuzgewölbes sind Erscheinungsformen des Stils, den man allgemein als Rundbogen- oder romanischen Stil bezeichnet.

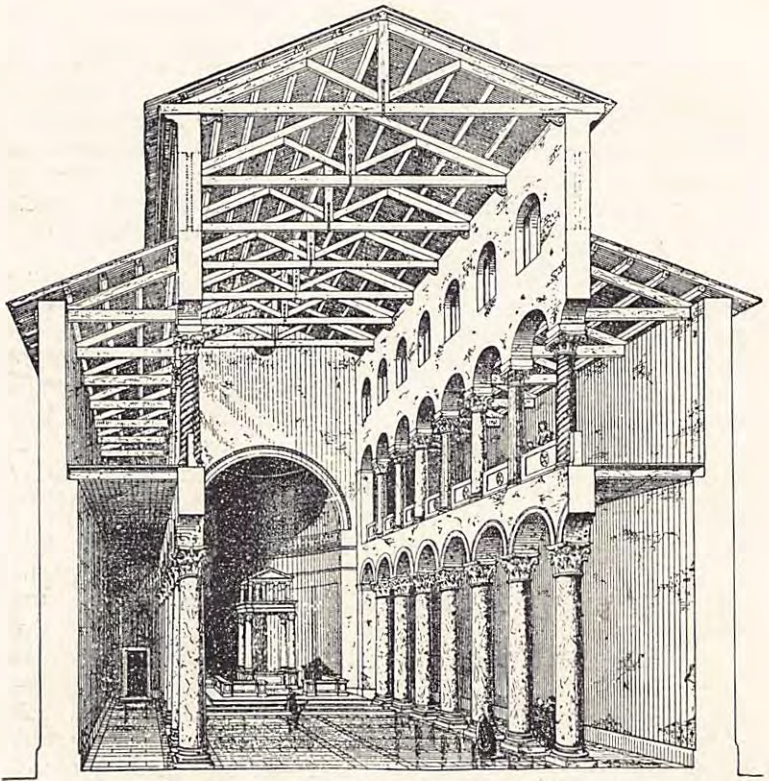
Er hat im ganzen christlichen Abendland die schönsten Blüten getrieben. Saint Trophime zu Arles, Notre-Dame du Port zu Clermont, in Deutschland die Dome von Speier, Worms, Mainz, Limburg usw. sind bis heute Zeugen davon.

§ 132. **Der gotische Baustil.** — Durch die Anwendung des Kreuzgewölbes war schon der Weg zu einem neuen Stil gefunden, den man einige Jahrhunderte später geringschätzig als den gotischen, d. h. barbarischen abtun wollte, den wir aber heute vielleicht als den reinsten und schönsten Ausdruck mittelalterlicher Religiosität empfinden.

Für den Meister, der ein Kreuzgewölbe ausführen sollte, war die Aufgabe wesentlich erleichtert, wenn er aus dem ursprünglichen Rundbogen einen (in der Mitte gebrochenen) Spitzbogen machen konnte. Der Spitzbogen wurde in der Folgezeit dann nicht nur zur Gestaltung des Deckengewölbes, sondern für jedes Gewölbe des Baues angewandt. Er wurde immer spitzer und schlanker und verlieh den mittelalterlichen Kathedralen den Ausdruck des von allem Irdischen losgelösten Himmelanstrebenden. Eine fein ausgebildete Steinmeßgen- und Bildhauerarbeit und die riesigen, in feurigsten Farben strahlenden Glasfenster sind andere Merkmale des gotischen Baustils.

Frankreich, das auf diesem Gebiete, wie überhaupt in der geistigen Gestaltung des Hochmittelalters, eine führende Rolle spielte, hat eine Unmenge Meisterwerke gotischer Kirchenbaukunst aufzuweisen. Nennen wir hier nur die Notre-Dame-Kirchen von Paris und Amiens, die Sainte-Chapelle Ludwigs des Heiligen zu Paris, die Kathedralen von Reims, Chartres, Amiens und Beauvais. Aus deutschen Landen wären der Kölner Dom, die Münster von Freiburg und Ulm, die Stephanskirche in Wien zu erwähnen.

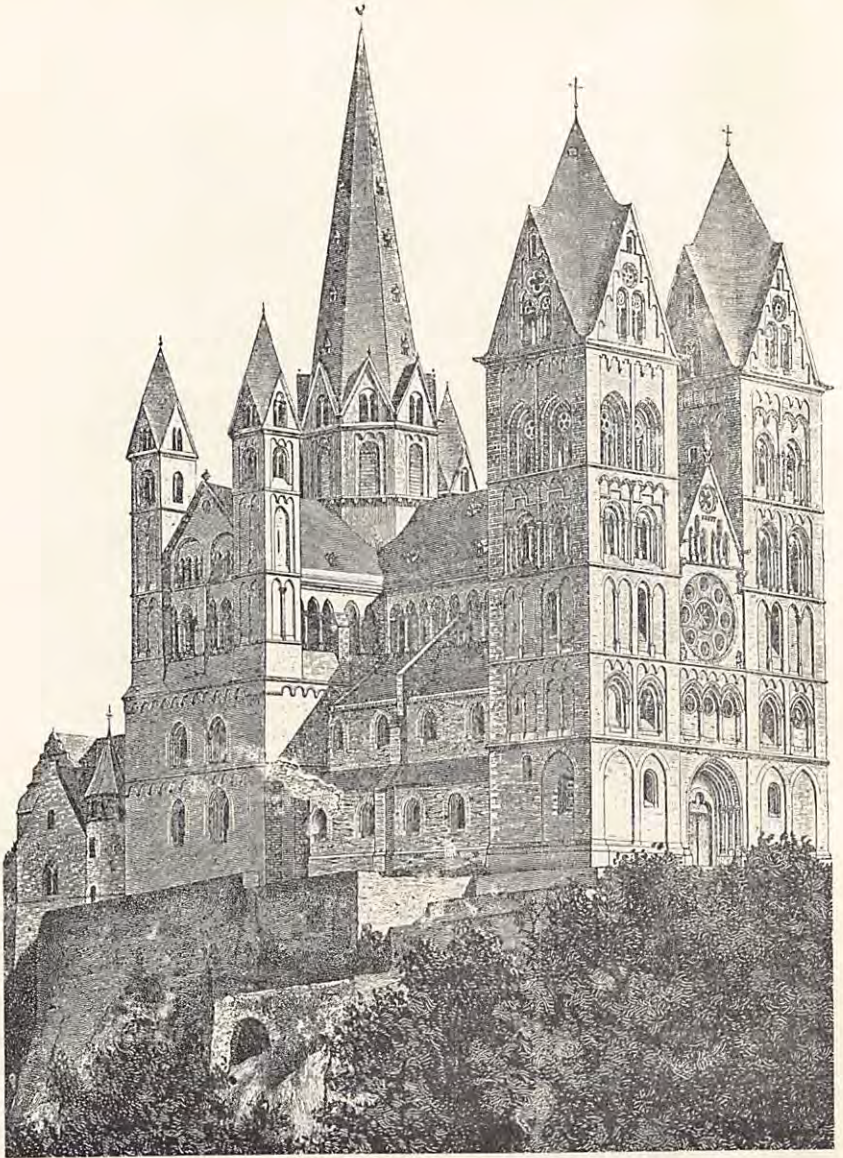
Auch im alten lotharingischen Mittelland entstanden Meisterwerke kirchlicher Baukunst, wie das Straßburger Münster, die Kathedrale von Meß, Sainte-Gudule von Brüssel, Saint-Jacques von Lüttich usw. Unsere Grafschaft allerdings hat es (wenn man von der Kathedrale von Avioth absieht), nicht zu größeren Steinbauten gebracht. Nicht nur fehlten dazu die entsprechenden Erwerbsquellen; die Städte waren auch zu klein. Zählte doch Luxemburg selbst, als Hauptstadt und bedeutendstes Zentrum des Landes, während des ganzen Mittelalters nie über 4—5000 Einwohner



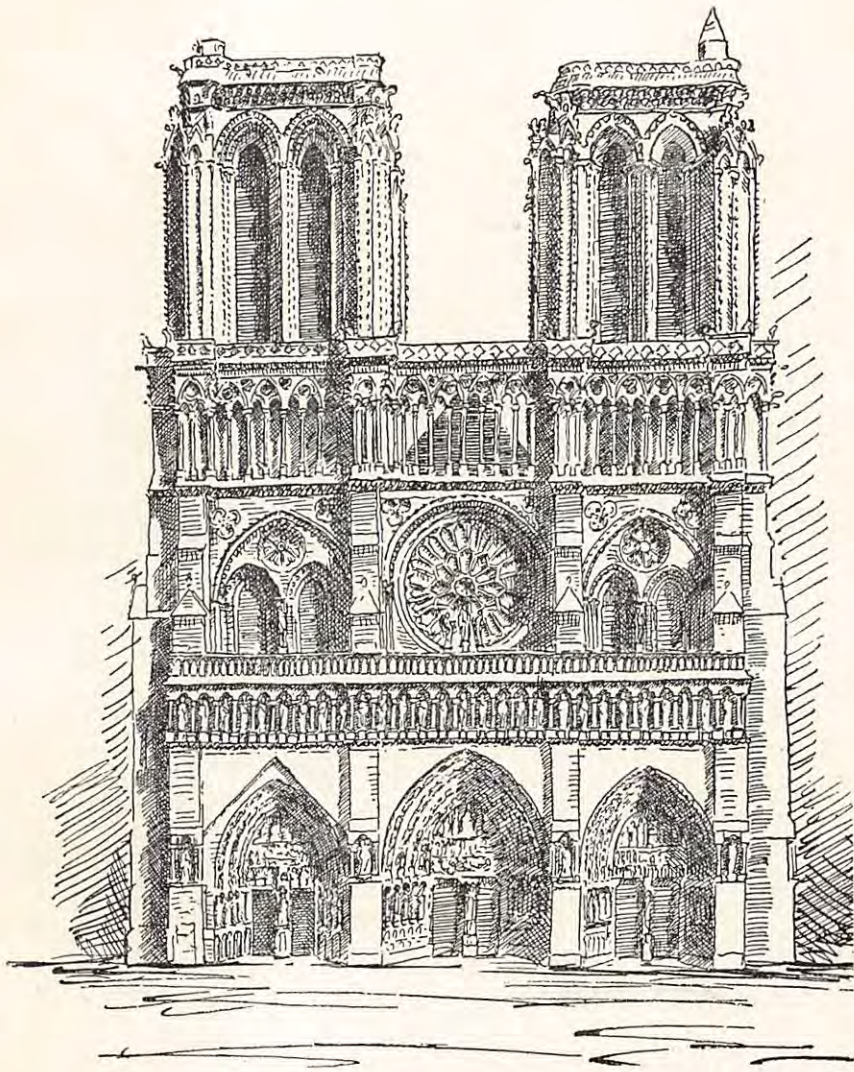
QUERSCHNITT DURCH DIE BASILIKA S. AGNESE ZU ROM
(Anfang d. 7. Jahrh.). Dach und Dachgestühl sind von unten her sichtbar. Die
Mauerdurchbrüche sind schon verwölbt.



DIE KLOSTERKIRCHE VON CLUNY. — Im 10. und 11. Jahrh. erbaut, im 13. Jahrh. fertiggestellt, 1807 zerstört. Eines der bedeutendsten romanischen Bauwerke überhaupt. Trotz starker Gliederung (sieben Türme!) wirkt sie durch die dicken, wenig durchbrochenen Mauern wuchtig und massiv.

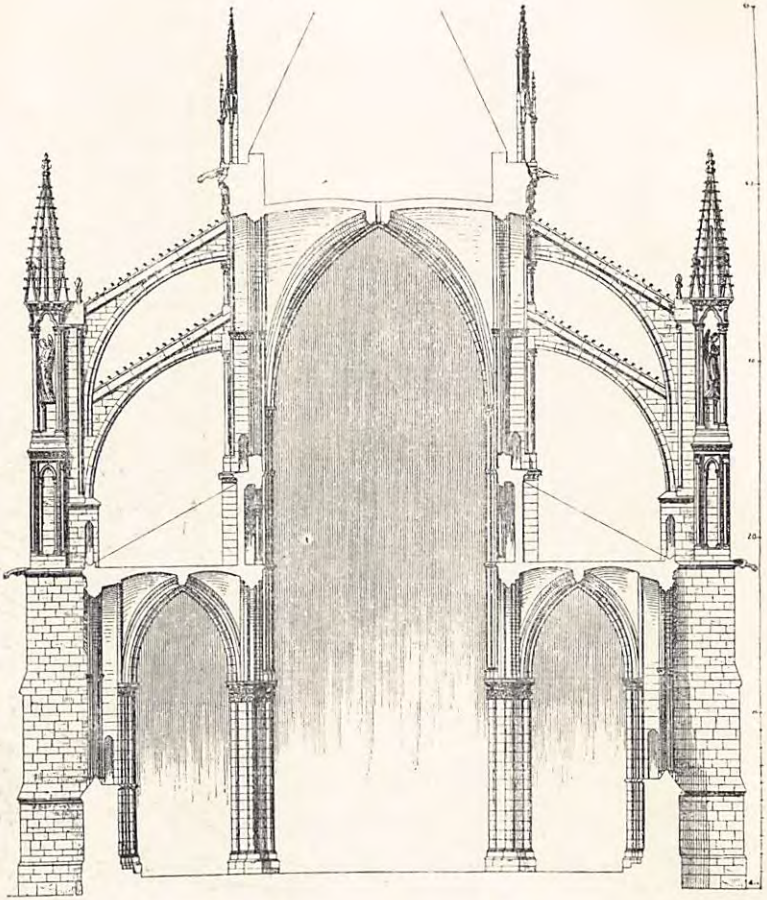


DER DOM ZU LIMBURG AN DER LAHN. — Anfang des 13. Jahrh. Gesamt-
gepräge romanisch. Doch deuten die etwas gebrochenen Bogen schon den auf-
kommenden gotischen Stil an, der, von Frankreich herkommend, seinen Einfluß
auch in Deutschland geltend zu machen beginnt.



NOTRE-DAME VON PARIS.

Ende des 12. Jahrh. Ein Musterbeispiel klarer geometrischer Formgebung. Die streng quadratische Fassade ist waagrecht und senkrecht dreigeteilt. Diese übersichtliche Gliederung und die maßvolle Ausgeglichenheit aller Einzelteile sind ein Kennzeichen französischer Gothik und französischer Kunst überhaupt



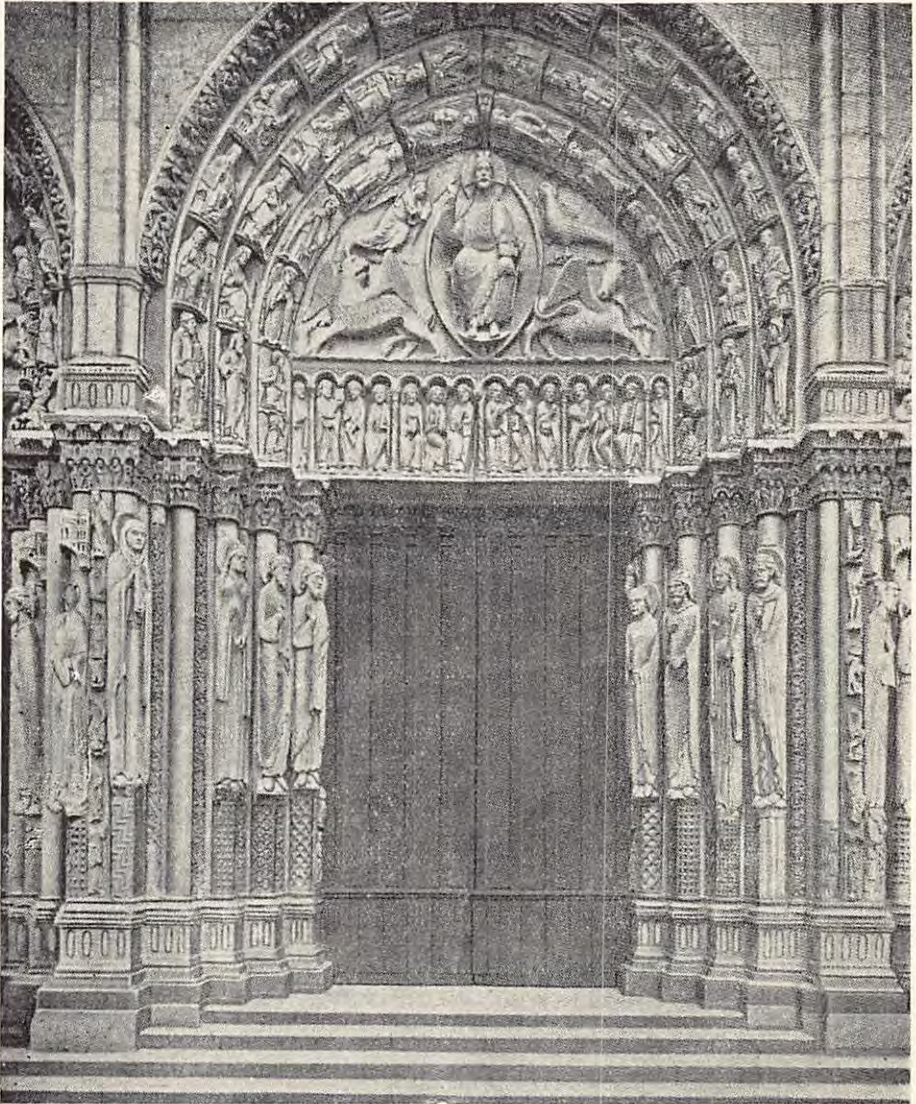
QUERSCHNITT DER KATHEDRALE VON REIMS.

13. Jahrhundert. Einen gewaltigen Fortschritt bedeutet die Erfindung der an der Außenseite angebrachten Strebebfeiler, die durch zugeordnete Strebebogen über die Seitenschiffe hin das Gewicht des Hauptgewölbes tragen. Dadurch werden die inneren Säulen entlastet, und das Mittelschiff wächst immer höher zum Himmel empor. Nach außen laufen die Strebebfeiler in Ziertürmchen aus und verleihen, zusammen mit den Strebebogen, dem Bau den Charakter des Durchbrochenen, Leichten.



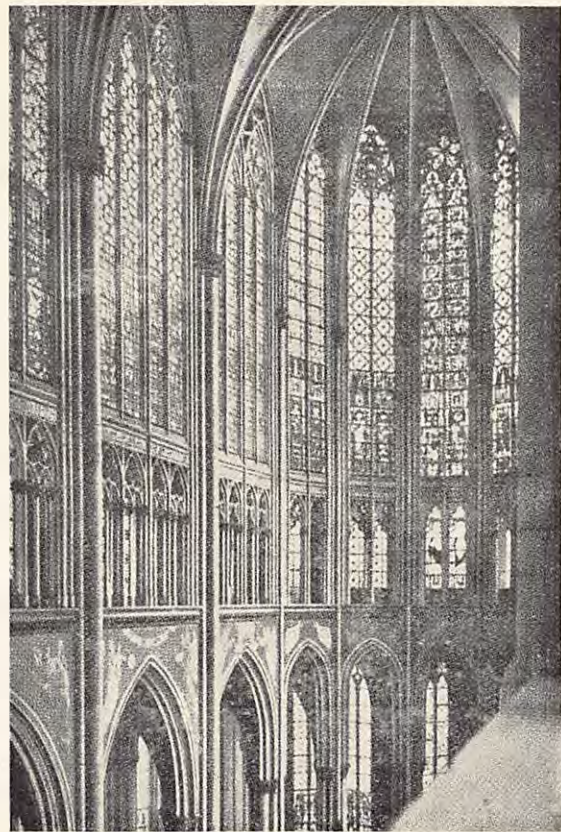
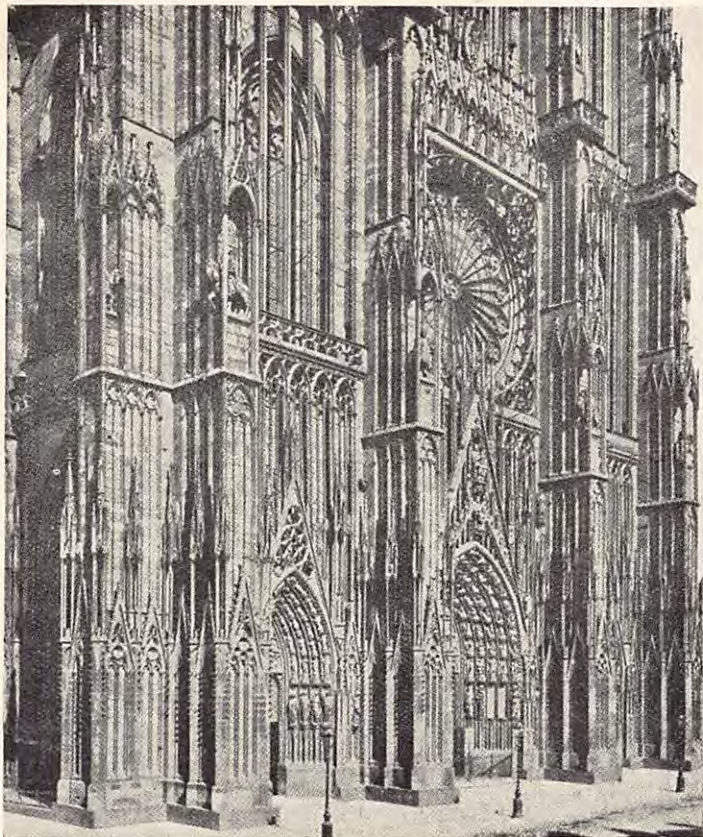
DIE KATHEDRALE VON AMIENS.

Gleichzeitig mit der Kathedrale von Reims und nach demselben Prinzip gebaut. Gegenüber der älteren Notre-Dame von Paris betont ihre Fassade vor allem die senkrechte Linie.



HAUPTPORTAL DER KATHEDRALE VON CHARTRES.

Die streng vereinfachten Gestalten wollen nicht natürlich wirken. Sie wollen religiöse Wahrheiten veranschaulichen. Im übrigen benutzt sie der Architekt zu seinen Zwecken und verlängert einmal den menschlichen Körper zur Säulenform oder bringt ein andermal, wie am Gewölbe, alst stehend gedachte Figuren in nahezu waagerechte Lage.



Stirnseite des Straßburger Münsters. — Ende des 13. Jahrh. Der Kathedrale von Amiens gegenüber ist die senkrechte Linie noch stärker betont. — Rechts: Hochschiff des Chores im Kölner Dom. — Ende des 13. Jahrh. Da das Hauptgewicht auf den (äußeren) Strebepfeilern und den verhältnismäßig dünnen Innensäulen ruht, kann der größte Teil der Mauerfläche mit den wunderbar leuchtenden Fenstern ausgefüllt werden.

§ 133. Das Zunftwesen. — Solange es an Handwerkern und Händlern mangelte, durfte jeder einen der betreffenden Berufe ergreifen. Sobald aber der Andrang und folglich die Konkurrenz zu groß wurde, schlossen sich die Mitglieder desselben Berufes zur Verteidigung ihrer Standesinteressen zusammen und bildeten Innungen (Einungen, Vereinigungen) oder Zünfte (von ziemen).

Wer nicht zur Zunft gehörte, durfte hinfüro sein Handwerk nicht ausüben. Um aber in die Zunft aufgenommen zu werden, mußte er eine Zeitlang als Lehrling gedient, dann, nach Ablegung einer Prüfung, Geselle und nach Verfertigung eines würdigen Meisterstückes durch Beschluß eines besonderen Ausschusses Meister geworden sein. Waren die Handwerker einer Stadt der Ansicht, daß sie die Ansprüche aller Kunden befriedigen konnten, so wurde der Anwärter, auch wenn er noch so tüchtig war, nicht zur freien Ausübung seines Handwerks zugelassen.

Alle Handwerker mußten sich den Zunftordnungen fügen. Diese schrieben Lohn und Preis vor; bestimmten, wieviele Lehrlinge und Gesellen jeder Meister haben durfte; verboten den Handel mit gekauften, also nicht in des Meisters Werkstatt verfertigten Waren und waren auch in ihren andern Satzungen darauf aus, jedem Genossen ein anständiges, aber nicht übermäßiges Auskommen zu sichern.

Jede Zunft hatte ihren Schutzpatron; geschlossen nahm sie an den Prozessionen und feierlichen Gottesdiensten teil. Auch über ihre Standesinteressen hinaus fühlten sich die Mitglieder derselben Zunft als eine große Familie. Sie standen sich gegenseitig in der Not bei, sorgten für die Pflege der erkrankten Genossen, zahlten Witwengelder aus usw. Regelmäßig kamen die Meister in der Trinkstube ihres Zunfthauses zusammen und pflegten die Geselligkeit. In ihren Mußestunden beschäftigten sie sich auch mit der Dicht- und Sangeskunst. Sonntags war gewöhnlich „Meistersang“. Dann versammelten sich die ehrsamten Meister in der Kirche oder in ihrem Zunfthause. Die Dichter der Zunft trugen dort die Lieder vor, die sie an den langen Werktagabenden ersonnen. Die Preisrichter saßen im Gestühl, zählten die Silben nach, kontrollierten die Hebungen und Senkungen der Verse und gaben acht, daß nichts Bibelwidriges ausgesagt wurde. Erfüllte das Gedicht diese Bedingungen, so wurde es für gut erklärt.

Aus der Flachheit dieses Meistersanges stechen die Werke des Nürnberger Schusters Hans Sachs angenehm hervor.

§ 134. Die Gilden; die Städtebünde. — Wie die Handwerker, so schlossen sich die Kaufleute einer Stadt zusammen. Ihre Vereinigungen nannte man Gilden.

Noch stellten sich unzählige Hindernisse einem geordneten Handel entgegen. Die Wege waren, mit Ausnahme der alten Römerstraßen, ohne festen Unterbau, voller Löcher und Pfützen, in denen die Wagen stecken blieben oder umfielen. Was dabei an Waren herausfiel und den Boden (Grund) berührte, gehörte nach dem Recht der „Grundruhr“ dem Herrn des Landes. Diesem mußte zudem für die Benützung der Straße Straßenzoll, an einer Brücke Brückenzoll, bei der Einfahrt in die Stadt Stadtzoll und zur Zeit des Marktes Marktzoll gezahlt werden. Nach dem Stapelrecht mußten in eine Stadt eingeführte Waren drei Tage lang zum Verkauf ausgelegt werden; beim Verlassen der Stadt mußte der Kaufmann hohen Ausfuhrzoll bezahlen, was ihn dazu veranlassen sollte, seine Waren zu billigen Preisen in der Stadt selbst loszuschlagen. Häufig waren die Überfälle der Raubritter, und kein Händler durfte es wagen, ohne starke bewaffnete Geleitmannschaft von Stadt zu Stadt zu fahren.

Diese Schwierigkeiten bewogen die Kaufleute der verschiedenen Städte, sich zu Hansen (Bünden) zusammenzuschließen. Ausbesserung der Straßen, Kampf gegen Raubritter und Seeräuber, Umgehung der Zollschranken durch ausgiebige Benutzung des Seeweges; im allgemeinen: gegenseitige Unterstützung zur Erreichung der gemeinsamen Ziele war ihr Zweck.

Der bedeutendste dieser Bünde war wohl die Deutsche Hansa, die deutsche Städte wie Hamburg, Lübeck, Bremen, Köln umfaßte; bis nach Bruges im heutigen Belgien, nach London, dem norwegischen Bergen, dem russischen Nowgorod erstreckten sich ihre Niederlassungen (Kontore).

Im 14. Jahrhundert war diese Hansa so mächtig geworden, daß sie es mit Fürsten und Königen aufnehmen konnte. Die mächtigsten Herrscher mußten also mit den reichen, selbstbewußten Städten und ihren Handelsvereinigungen rechnen.



III. Das Hervortreten Frankreichs unter Philipp IV. dem Schönen (1295—1314).

§ 135. Das französische Königtum übernimmt die Weltherrschaftspläne des deutschen Kaisertums. — Mit dem Verschwinden der Hohenstaufen und dem Interregnum (1256—1273) war der Traum eines römischen Weltreiches deutscher Herrschaft ausgeträumt. Der Gedanke, das gesamte Abendland unter einem Szepter zu vereinigen, war aber noch immer lebendig. Diesmal versuchte das erstarkte französische Königtum den jahrhundertalten Plan zu seinen Gunsten in Wirklichkeit umzusetzen.

Schon Ludwig des Heiligen Sohn Philipp III. (1270—1285) suchte, wenn auch mit wenig Erfolg, diesen Weg zu beschreiten.

§ 136. Philipps IV. des Schönen Ausdehnungsbestrebungen. — Mehr Glück hatte Philipps III. bedeutender Sohn und Nachfolger Philipp IV. der Schöne (1285—1314).

Zielbewußt suchte er Einfluß im früheren Mittelfranken zu gewinnen, das ja dem Namen nach noch immer zu Deutschland gehörte. Zwar dauerte die Besetzung Flanderns durch die Franzosen nicht lange; das Bürgerheer der flandrischen Städte zwang sie durch den Sieg bei Courtrai (1302) das Land zu räumen. Aber die mächtigen lothringischen Städte Toul und Verdun stellten sich unter Philipps Schutz; durch eine Unzahl von Einzelbündnissen, die der König mit den kleinen Fürsten der Grenzlande abschloß, kettete er fast alles deutsche Land zwischen Maas und Rhein, zwischen Rhône und Alpen an sich. Mit dem Luxemburger Grafen und nachmaligen Kaiser Heinrich VII. war er befreundet. Ein Schutz- und Trutzbündnis, das allerdings gegen den Kaiser nur Geltung haben durfte, wenn der Krieg nicht auf deutschem Gebiete stattfand, verpflichtete den Luxemburger, den König im Kriegsfall unter gewissen Bedingungen zu unterstützen.

§ 137. Philipps des Schönen Streben nach der deutschen Kaiserkrone. — Um das Reich Karls des Großen unter französischer Führung wiedererstehen zu lassen, streckte Philipp seine Hand auch nach dem früheren Ostfranken, nach Deutschland, aus: beim Tode Albrechts I. (1308) stellte er für den erledigten Kaiserthron die Kandidatur seines Bruders Karl von Valois auf. Aber die Kurfürsten erhoben des Königs eigenen Freund, den Luxemburger Heinrich VII., auf den deutschen Thron.

§ 138. **Philipps des Schönen Zusammenstoß mit Papst Bonifaz VIII.** — Heinrich IV. und Friedrich Barbarossa hatten es zu ihrem großen Schaden erfahren müssen, daß Weltherrschaftspläne auf den entschiedenen Widerstand der Päpste stießen. Auch Philipp der Schöne mußte in Verfolgung seiner Pläne den Kampf aufnehmen, der diesmal aber mit der Niederlage des Papsttums endigte

Damals herrschte über die Kirche Bonifaz VIII. (1294—1303), ein ebenso gelehrter wie tatkräftiger Mann. Wie Gregor der Große und Innozenz III. beanspruchte er für das Papsttum die Fülle geistlicher und weltlicher Macht und verkündete, daß jedes menschliche Geschöpf dem Papste untertan sei.

Als nun der König den Bischof von Paumiers in Südfrankreich, der nach der Sitte des Mittelalters als Priester nur vor einem geistlichen Gericht abgeurteilt werden konnte, vor das Hofgericht stellte, legte Bonifaz VIII. Verwahrung dagegen ein und befahl kraft seiner Macht, durch die Gott den Papst über die Könige gesetzt habe, daß das gerichtliche Verfahren eingestellt und der Bischof freigelassen werde.

„Glaube ja nur nicht, daß du dem Oberhaupt der Kirche nicht untergeordnet seiest!“ schrieb er dem König unter anderm, „Um dich wieder auf den rechten Weg zu bringen, hätten Wir das Recht, die Waffen gegen dich anzuwenden. Aber lieber wollen Wir mit den Geistlichen deines Reiches beratschlagen, bevor Wir Anordnungen treffen.“

Der König änderte dieses Schreiben an wichtigen Stellen so um, daß es hart und verletzend klang, und ließ es in dieser Form veröffentlichen. So brachte er das französische Volk auf seine Seite.

Da schloß Bonifaz VIII. den König aus der Kirche aus und entband dessen Untertanen vom Eid der Treue.

Aber die Zeiten des Investiturstreites und des Kampfes zwischen Welfen und Waiblingern waren vorbei. Das Nationalgefühl hatte sich in Frankreich so stark entwickelt, daß die meisten Adligen und Geistlichen zum König standen. Dem Rechtsgelehrten Wilhelm von Nogaret gelang es, die Stimmung der Franzosen stark zu beeinflussen, indem er eine lügenhafte Anklageschrift gegen den Papst verfaßte. Demgemäß glaubte der Papst nicht an die Unsterblichkeit der Seele; er forderte, daß man ihn anbete; er verkehrte täglich mit einem Teufel; er hatte seinen Vorgänger ermordet; er hatte gesagt, er sei lieber ein Hund als ein Franzose, und was ähnliche Verbrechen noch mehr waren! Aus diesem Grund, so schlußfolgerte Nogaret, mußte der Papst von einer Kirchenversammlung verurteilt und abgesetzt werden.



Sciarra Colonna, der Führer der dem Papst feindlich gesinnten Partei Roms, nimmt auf Anstiften Nogarets Bonifaz VIII. gefangen.

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Zuvor aber mußte man sich dazu der Person des Papstes bemächtigen.

Um das zu erlangen, setzte sich Nogaret in Verbindung mit dem Papste feindlich gesinnten römischen Adelfamilie der Colonna. An der Spitze einer Bande von etwa 1600 Bewaffneten überfiel er dann Bonifaz in dem Städtchen Anagni, nahe bei Rom, und nahm ihn gefangen. Zwar befreiten die erschreckten Bewohner Anagnis den Papst, aber einige Wochen später starb der Achtzigjährige an den Folgen der erlittenen Aufregung.

§ 139. Das Papsttum unter französischem Einfluß: das Übersiedeln der Päpste nach Avignon; die Aufhebung des Templerordens.

— Die Nachfolger Bonifaz' VIII. waren schwache Charaktere. Den entscheidenden Erfolg errang Philipp, als es ihm gelang, die Papstwahl des Erzbischofs von Bordeaux durchzusetzen. Der Neugewählte, der den Titel Clemens V. annahm (1305 bis 1314), blieb in Frankreich und ließ sich (1308) in der päpstlichen Stadt Avignon nieder.

Weil der Aufenthalt der Päpste in Avignon siebenzig Jahre (1308—1378), so lange also wie die Gefangenschaft der Juden in Babylon dauerte, hat man ihn als die „babylonische Gefangenschaft der Kirche“ bezeichnet. Aber nur in geistiger Beziehung waren die Päpste die Gefangenen des französischen Königs, insofern sie sich nämlich in vielen Fällen zu gefügigen Werkzeugen des Königs herabwürdigten.

Das Abhängigkeitsverhältnis trat gleich dadurch in Erscheinung, daß der König vom Papste die Aufhebung des Templerordens erlangte.

Dieser Ritterorden (s. § 85) war infolge der Eroberung Jerusalems durch die Türken nach Europa übergesiedelt; bald waren seine Niederlassungen über ganz Frankreich verbreitet. Die Templer hatten es verstanden, im Laufe der Zeit große Reichtümer anzuhäufen. Fürsten und Könige liehen Geld bei ihnen, was dem Orden einen gewissen Einfluß auf die politischen Geschäfte gab. Diese ihre Macht wollte Philipp zerstören, zugleich aber sich in den Besitz ihrer Reichtümer setzen.

Um zu seinem Ziele zu gelangen, klagte er sie der fürchterlichsten Verbrechen an und erlangte von ihnen nach mittelalterlicher Sitte durch Folterqualen die gewünschten Geständnisse. Viele, unter ihnen der Großmeister des Ordens, wurden ihrer Verbrechen überführt erklärt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Der König erlangte von Clemens V. die Aufhebung des Ordens. Die meisten Güter zog er für sich ein; ein kleiner Teil blieb an den Johanniterorden.

IV. Der französische Erbfolgekrieg (Hundertjähriger Krieg) 1328—1453.

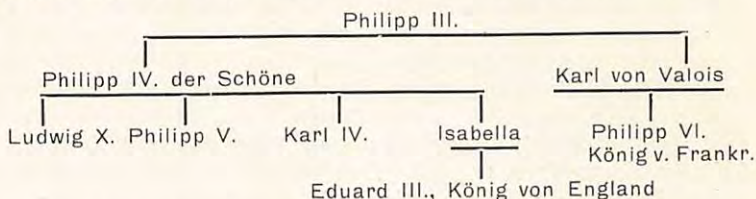
§ 140. Ursachen des französischen Erbfolgekrieges. — Das Glück, das bis dahin mit den Kapetingern gewesen, kehrte ihnen bald nach dem Tode Philipps des Schönen den Rücken.

Seine drei Söhne regierten nacheinander in einem Zeitraum von 14 Jahren (1314—1328) und starben, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Um einer Schwächung des Königtums vorzubeugen, erklärten die Rechtsgelehrten, daß die Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen seien, und zwar gemäß dem sog. Salischen Gesetz, welches bestimmte, daß eine Frau kein salisches (d. h. adliges) Land erben und also auch nicht vererben dürfe.

Demgemäß fiel die Krone von Frankreich an den nächsten männlichen Verwandten, Philipp von Valois, der als Philipp VI. den Thron bestieg (1328—1350).

Nun hatte aber Philipp IV. der Schöne, um dem englischen Königshause seine Friedensliebe zu beweisen, seine Tochter Isabella mit dem englischen Kronprinzen vermählt. Statt der Versöhnung erreichte er dadurch nur, daß ein neuer furchtbarer, mehr als hundertjähriger Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach.

König Eduard III. von England (1327—1377), Isabellas Sohn, erkannte nämlich die Auslegung nicht an, welche die französischen Rechtsgelehrten dem salischen Gesetz gaben, und erhob, weil er durch seine Mutter der nächste Verwandte des verstorbenen Königs war, Anspruch auf den französischen Thron.



Der Krieg, der daraufhin ausbrach, war nicht mehr, wie der sog. Erste Hundertjährige Krieg (s. § 116), ein Privatstreit zwischen dem Lehnsherrn und dem Vasall. In England wie in Frankreich war das Nationalgefühl entstanden (s. § 115 und § 119); auf beiden Seiten nahm das Volk mit Begeisterung an den Kämpfen teil.

§ 141. Die Erfolge der Engländer während der ersten Periode des Krieges. — Man kann in diesem Kriege zwei Perioden unterscheiden (1328—1413 und 1413—1453); beide beginnen mit großen Erfolgen der Engländer und enden mit dem Sieg der Franzosen.

Gleich zu Anfang fielen die reichen flandrischen Städte, wie Ypern, Brügge, Gent, von Frankreich ab und schlossen ein Bündnis mit England, von wo ihre hochentwickelten Webereien die Wolle bezogen. Die verbündete Flotte vernichtete bei Sluis (1340) die französische Seemacht.

Einige Jahre später (1346) fiel Eduard III. mit einer großen Armee in Frankreich ein und rückte bis Paris vor. Aber vor der doppelt so starken Streitmacht Philipps VI. mußte er den Rückzug antreten. Bei Crécy fand er auf einem sanft ansteigenden Hügel eine günstige Kampfstellung; dort ruhte sich das englische Heer in bester Ordnung einen vollen Tag von dem etwas überstürzten Rückzug aus.

Am folgenden Tage holten die Franzosen nach einem anstrengenden Marsche ihre Feinde ein. Der König wollte vor dem Angriff sein Heer ausruhen lassen. Aber das legten seine Ritter als Feigheit aus und drängten ungestüm und disziplinos voran. Still und kaltblütig warteten am Abhang des Hügels die Engländer in dreifacher Schlachtordnung ab: vorne die Bogenschützen, dahinter die Leichtbewaffneten und in dritter Reihe die Ritter.

Die genuesischen Armbrustschützen, die als Söldner in der französischen Armee dienten, eröffneten den Angriff; die Engländer ließen sie ruhig bis auf Schußweite herankommen und überschütteten sie dann von oben herab mit einem Hagel von Geschossen. Die Genuesen fluteten zurück, stießen dabei aber auf die hervorsprengenden französischen Ritter, deren Verachtung für das zurückweichende Fußvolk so groß war, daß sie auf die Genuesen einhieben. In dieses Getümmel hinein brauchten die Engländer nur wahllos ihre Pfeile zu schleudern.

Nach dieser unsinnigen Mezelei suchte sich jeder französische Ritter seinen Gegner aus, und die Schlacht löste sich nach mittelalterlicher Art in eine Reihe von Einzelkämpfen auf. Aber die Engländer wußten eiserne Disziplin zu wahren und blieben in geschlossener Ordnung stehen, selbst dann, als an ihrem Siege nicht mehr zu zweifeln war. Am nächsten Morgen erst ging man an die Aufräumung des Schlachtfeldes. Man zählte an die hundert gefallene Engländer; demgegenüber waren beinahe 4000 Franzosen, darunter etwa 1500 Ritter, umgekommen!



DIE SCHLACHT VON CRÉCY.

Nach einer Miniatur aus einem Manuskript des Geschichtsschreibers dieser Zeit (Froissard). — Links hauen französische Ritter auf ihre eigenen Söldner, die genuesischen Armbrustschützen ein; andere haben sich schon zur Flucht gewendet. — Rechts das englische Heer. Die englischen Bogenschützen legten ihre Pfeile vor sich auf den Boden und konnten ihre Schüsse rasch aufeinander folgen lassen. Die Genuesen hingegen verloren kostbare Zeit dadurch, daß das Laden ihrer Armbrüste, so wie man es auf dem Bilde feststellen kann, sehr umständlich war.

Auch Johann der Blinde, Graf von Luxemburg und König von Böhmen, hatte in der Schlacht einen nutzlosen, wenn auch ruhmreichen Tod gefunden. Als er hörte, daß die Sache schlecht für Frankreich stand, bat der blinde König, man solle ihn so weit in das Getümmel bringen, daß er einen guten Schwertstreich führen könne. Einige seiner Getreuesten nahmen ihn in die Mitte und führten ihn ins dichteste Gedränge, wo er kämpfend den Tod fand. Am Abend fanden die Engländer den entstellten

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Leichnam und übergaben ihn Johanns Sohn Karl, der an der Seite seines Vaters die Schlacht mitgemacht hatte.

Philipp VI. konnte sich nur mit Mühe retten.

Eine Woche später erschienen die Engländer vor Calais, das sie nach sechsmonatiger Belagerung einnahmen.

Der Nachfolger Philipps VI., Johann der Gute (1350—1364), verlor die blutige Schlacht bei Poitiers (1356) und wurde von den Engländern gefangen genommen. Nach vier Jahren wurde er durch den Frieden von Brétigny (bei Chartres) gegen hohes Lösegeld freigelassen. Der englische König verzichtete zwar auf den französischen Thron, erhielt dafür aber die südlich der Loire liegenden Länder Poitou, Aquitanien und Gascogne.



Englischer Besitz in Frankreich
||||| zu Beginn des 100jähr. Krieges
≡ nach dem Frieden von Brétigny

§ 142. Die Erfolge der Franzosen während der ersten Periode des Krieges. — Karl V. dem Weisen, (1364—1380) kommt das Verdienst zu, in dieser schwierigen Lage Frankreich gerettet zu haben. Durch weise Verwaltung sorgte er für den Aufschwung des schwer heimgesuchten Landes. Sogar die Künste und Wissenschaften gediehen unter seiner Regierung.

Im Kriege gegen die Engländer setzte er den Bretonen Bertrand Du Guesclin ein; dieser wandte eine neue Kampfweise an, indem er die großen Schlachten vermied und durch eine Menge kleinerer Überfälle und Gefechte die Engländer ermüdete. Schließlich hatten diese alles französische Land mit Ausnahme einiger Städte, wie Cherbourg und Calais, aufgegeben.

Es trat eine Kampfpause ein, ohne daß ein besonderer Friede oder Waffenstillstand geschlossen worden wäre (1380 bis 1413).

§ 143. Die Erfolge der Engländer während der zweiten Periode des Krieges. — Zum Unglück für Frankreich war Karl VI., der auf Karl V. folgte, noch minderjährig (1380—88); als er bei erreichter Großjährigkeit selbst die Zügel der Regierung ergriffen hatte, wurde er plötzlich vom Wahnsinn befallen.

Einige mächtige Familien stritten sich um die Regentschaft. Dabei bildeten sich besonders zwei Parteien heraus, die Bourguignons und die Armagnacs, die beide vor keinem Mittel zurückschraken, um die Macht zu erlangen.

Diese traurigen Zustände in Frankreich machte sich der englische König Heinrich V. (1413—1422) zunutze, um erneut zum Angriff überzugehen.

Bei Azincourt erlitten die Franzosen, die von den Führern der Armagnacs befehligt waren, (1415) eine vernichtende Niederlage. Die Bourguignons traten zu den Engländern über, welche die Normandie erobert hatten. Die Königinmutter Isabella von Bayern, die zu den Bourguignons hielt, unterzeichnete den

Vertrag von Troyes (1420), gemäß welchem Heinrich V. von England ihre Tochter zur Frau erhielt. Der französische Kronprinz, der wie sein Vater den Namen Karl führte, wurde von der Erbfolge ausgeschlossen, zugunsten des englischen Königs Heinrichs V.



— von den Engländern besetzt
 ||||| dem französischen König unterstellt

Als zwei Jahre später sowohl Heinrich V. als Karl VI. starben, wurde Heinrichs V. Sohn unter dem Titel Heinrich VI. in Paris zum König von

Frankreich und England ausgerufen.

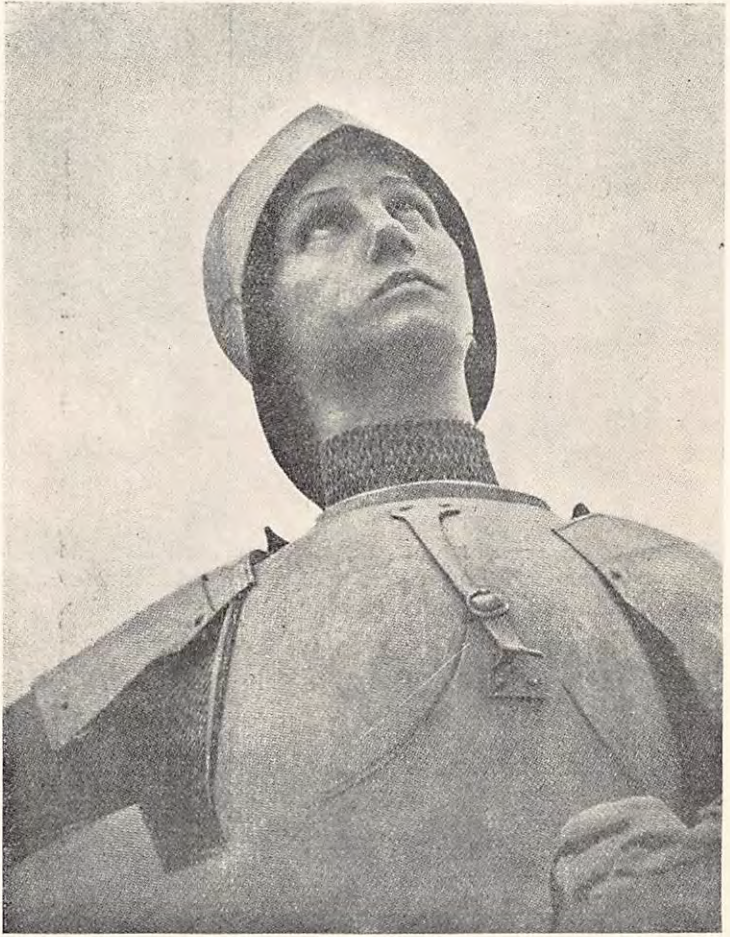
Dem rechtmäßigen Herrscher Karl VII., der sich in Bourges zum König ausgerufen hatte, blieb im großen Ganzen nur das Land südlich der Loire. Auch diese Besitzungen wurden bedroht, als die Engländer (1428) Orléans zu belagern begannen.



§ 144. Erfolge der Franzosen während der zweiten Periode des Krieges; Jeanne d'Arc. — Da rettete ein Hirtenmädchen aus dem lothringischen Dorfe Domremy, Jeanne d'Arc mit Namen, auf wunderbare Weise das Königtum und Frankreich.

Schon als Dreizehnjährige erklärte sie, Stimmen zu hören, die ihr befahlen, Frankreich zu retten. Als sie drei Jahre später erfuhr, daß Orléans belagert wurde, erbat sie sich vom Hauptmann des nahn Städtchens Vaucouleurs die Erlaubnis, den König, der gerade in Chinon Hof hielt, aufzusuchen. Glücklicherweise entging sie den Fährnissen der Reise durch das von den Engländern besetzte Land und gewann, so berichten die Zeitgenossen, den König dadurch, daß sie ihn trotz der Verkleidung, die er angelegt hatte, gleich erkannte. Auf ihre Bitten stellte ihr der König eine kleine Truppe zur Verfügung, mit der sie unverzüglich zur Befreiung der Stadt Orléans aufbrach.

Groß war die Begeisterung des wundergläubigen Kriegsvolkes, das sie in Orléans einziehen sah. Ein neuer Geist bemächtigte sich der französischen Garnison, und als Jeanne d'Arc nach kurzer Vorbereitung an der Spitze ihrer Truppen Ausfall auf Ausfall unternahm, da mußten die erstaunten Eng-



JEANNE D'ARC.

Détail der Reiterstatue von Paul Dubois, vor der Reimser Kathedrale.

länder sich vor dem Löwenmut der Franzosen zurückziehen. Orléans war befreit (1429).

Die Jungfrau von Orléans, wie man von da ab das wunderbare Mädchen nannte, nützte ihren Sieg geschickt aus, schlug im folgenden Monat das englische Heer bei P a t a y, nördlich von Orléans, öffnete Karl den Weg nach der heiligen Stadt Reims, wo seit Chlodwig die Könige sich salben ließen, und wohnte dort unter der allgemeinen Begeisterung des Volkes der Krönungsfeier bei, die sie durch ihr Eingreifen in die Kriegshandlungen ermöglicht hatte.

Allerdings blieb das Glück nicht auf ihrer Seite. Bei der Verteidigung von Compiègne wurde sie von den Bourguignons gefangen genommen und an die Engländer verkauft.

Hatten die Franzosen die Erfolge der Jungfrau von Orléans durch die Göttlichkeit ihrer Sendung erklärt, so führten die Engländer deren unerhörtes Kriegsglück auf Teufelskunst zurück. Sie wurde infolgedessen der Hexerei angeklagt, vor ein kirchliches Gericht gestellt und nach einem Gerichtsverfahren, das an Hinterhältigkeit den schlimmsten Hexenprozessen der Zeit würdig an die Seite gestellt werden kann, als rückfällige Hexe auf dem Marktplatz von Rouen verbrannt (1431).

Aber dieser traurige Prozeß vermochte den Gang der Ereignisse nicht mehr aufzuhalten. Durch die schnell erfochtenen Siege hatte das gesamte französische Volk wieder Vertrauen in die nationale Sache bekommen. Armagnacs und Bourguignons söhnten sich auf Betreiben Karls VII. wieder aus, mit vereinten Kräften eroberte man die Normandie wieder, gewann die Schlachten von F o r m i g n y (1450) und C a s t i l l o n (1453) und hatte bald die Engländer aus Frankreich vertrieben. Nur Calais blieb noch in ihren Händen.

§ 145. Folgen des französischen Erbfolgekrieges. — So endete der französische Erbfolgekrieg, ohne besonderen Friedensschluß, zugunsten Frankreichs.

1453

Viel Elend hat er über Frankreich gebracht und alles in Frage gestellt, was die Kapetinger in jahrhundertelanger, zäher Arbeit geschaffen hatten. Aber aus der gemeinsamen Not ging das französische Volk in sich gefestigt hervor. Im Kampf gegen die Fremdherrschaft hatten alle gelernt, über das hinwegzusehen, was trennend zwischen ihnen lag, und sich im Gegensatz zu den Engländern als Franzosen zu fühlen. Der französische Patriotismus war entstanden.

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Der Kampf aber, den das Königtum gegen die Fürsten zu führen hatte, mußte teilweise von vorne beginnen; denn reiche Adelsgeschlechter, wie vor allem das Haus Burgund, hatten die Hilflosigkeit des Königtums zu verschiedenen Zeiten des Krieges zum Ausbau ihrer eigenen Macht ausgebeutet.

Und so mußte noch einmal, gegen Ende des Mittelalters, das französische Königtum all seine Kräfte anstrengen, um eine große Auflehnung eines mächtigen Vasallen zu vereiteln: den Versuch der burgundischen Herzöge, aus französischen und deutschen Ländern das alte Königreich Lotharingen wieder aufzurichten (s. § 171 und § 172).



V. Die Ohnmacht Deutschlands und des Deutschen Kaisertums.

§ 146. **Allgemeiner Überblick.** — Zur Zeit, da Frankreich unter den Nachfolgern Ludwigs des Heiligen schon als geeinte Nation da stand, war Deutschland nach dem tragischen Untergang der Hohenstaufen und während der kaiserlosen Zeit in über zweihundert selbständige kleine Länder zerfallen, deren Fürsten untereinander in beständigem Streite lagen. Dem starken französischen Erbkönigtum gegenüber stand ziemlich haltlos das deutsche Wahlkaisertum, dessen Vertreter ohne Rücksicht auf Erbrecht von den mächtigsten Fürsten des Reiches, den sog. Kurfürsten, gekürt (= gewählt) wurden.

Um ein Anwachsen der Kaisermacht zu verhindern, wählten die Kurfürsten möglichst machtlose Herren zu Königen und ließen sich dazu noch ihre Stimme teuer bezahlen.

Die Kaiser ihrerseits versuchten kaum mehr, den aussichtslosen Kampf gegen die Fürsten wieder aufzunehmen. Sie verzichteten fast alle auf die verhängnisvollen Weltherrschaftspläne ihrer Vorgänger; das Grenzgebiet Mittelfranken überließen sie mehr oder weniger seinem Schicksal; Burgund, Italien und die Schweiz lösten sich denn auch in den zwei letzten Jahrhunderten des Mittelalters vom Reiche los.

Mit desto größerem Eifer arbeiteten die Kaiser an der Vergrößerung ihrer Hausmacht.

§ 147. **Rudolf von Habsburg.** — Gerade weil seine Macht unbedeutend war, wählten die Kurfürsten den Schweizer Grafen Rudolf von Habsburg (1273—1291).

Dieser kluge Mann kümmerte sich nicht um Italien und bewarb sich nicht einmal um den Kaisertitel.

Den besten Teil seiner Kraft verwandte er auf die Erweiterung seiner Hausmacht. Ottokar, der König von Böhmen, hatte während des Interregnums die österreichischen Lande bis ans Adriatische Meer an sich gerissen und wollte als mächtigster deutscher Fürst Rudolf nicht anerkennen. Dieser besiegte ihn und schenkte die österreichischen Länder, die er ihm abnahm, seinen eigenen Söhnen.

So legte er den Grund zur Macht des habsburgischen Hauses

§ 148. **Loslösung der Schweiz von Deutschland.** — Unter dem zweiten Nachfolger Rudolfs, Albrecht I. (1298—1308), schlossen die Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden den Bund der sog.

„Eidgenossenschaft“ und eroberten im Kampf gegen die harte Herrschaft der Habsburger ihre Unabhängigkeit von diesem Hause und damit auch vom Deutschen Reiche.

Früh bemächtigte sich dieser Begebenheit die Sage und erzählte von dem Helden Wilhelm Tell, der durch sein mutiges Auftreten gegen die Tyrannei des österreichischen Landvogtes Geßler das Zeichen zur Erhebung gegeben habe.

Die Schweiz war endgültig für Deutschland verloren.

Die Luxemburger Kaiser.

§ 149. **Heinrich VII., Graf von Luxemburg (1288—1310).** — Nach dem Tode Albrechts stellte der französische König Philipp IV. der Schöne (s. § 137) die Kandidatur seines Bruders Karl von Valois auf. Aber die Kurfürsten wählten einstimmig den Luxemburger Grafen Heinrich VII (1308—1313).

Heinrich VII. war der dritte Luxemburger Graf aus dem Hause Luxemburg-Limburg (s. § 123, zweitletzter Abschn.). Sein Großvater Heinrich V. der Blonde (1247—1281) hatte das Werk Ermesindes weitergeführt, die Macht Luxemburgs vergrößert und viele Städte befreit. Sein Vater Heinrich VI. (1281—1288) war im Kampf um sein Erbe, das Herzogtum Limburg, in der blutigen Schlacht bei Wöringen, nahe bei Köln, gefallen.

Heinrich VII. war eine anziehende Persönlichkeit von angenehmem Äußern, kräftig und groß. Er hatte ein bartloses, rosiges Gesicht, langes Blondhaar, freundlich-ernste Augen; die Beherrschtheit seiner Bewegungen verriet auf den ersten Blick den höfisch gebildeten Ritter.

Sein Erziehungsgang zeigt uns den wachsenden Einfluß, den die französische Kultur auf unsere Gegend ausübte. Seine Mutter Beatrix von Avesnes war eine Französin. Den Jungen schickte man an den französischen Königshof, wo er mit Philipp dem Schönen Freundschaft schloß. Er wurde in französischer Auffassungsweise erzogen, sprach auch später gewöhnlich diese Sprache, und es ist sogar zweifelhaft, ob er deutsch konnte.

Als Graf von Luxemburg (1288—1310) bekämpfte er erfolgreich die Trierer, die ein von ihm auf einer Moselinsel bei Grevenerbaues erbautes Zollhäuschen zerstört hatten. Durch den Friedensvertrag (1302) erhielt er Trierer Bürgerrecht, ein Wohnhaus in dieser Stadt und eine jährliche Rente.

Durch weise und gerechte Verwaltung vermehrte er das Ansehen, das die Luxemburger Grafen weit über die Landesgrenzen hinaus schon besaßen.

§ 150. **Balduin von Trier und Peter von Aspelt.** — Vortreffliche Wegbereiter fand Heinrich in den beiden Luxemburgern Balduin und Peter von Aspelt.

Balduin, sein Bruder, ebenfalls am französischen Hofe erzogen, war wie Heinrich ein Freund Philipps des Schönen. Durch dessen Einfluß beim Papste wurde er, kurz nach dem Siege Heinrichs über den Trierer Erzbischof, zum Erzbischof dieser Stadt und damit zum Kurfürsten eingesetzt.

Peter von Aspelt (auch Aichspalter genannt) war in Trier herangewachsen und hatte seine Studien an den Universitäten von Bologna, Padua und Paris gemacht. Er war Leibarzt Rudolfs von Habsburg geworden, hatte bald, wegen seiner hervorragenden Fähigkeiten, Anteil an der kaiserlichen Politik genommen und war mit vielen weltlichen und geistlichen Besitztümern belehnt worden. Dadurch, daß er (1306) Erzbischof von Mainz wurde, erhielt er zugleich den Vorsitz des Kurfürstenkollegiums und einen oft entscheidenden Einfluß auf die Kaiserwahl.

Diese beiden Luxemburger Kurfürsten hatten dem Kurfürstenkollegium den Grafen Heinrich vorgeschlagen.

§ 151. **Erwerbung Böhmens.** — Wie Rudolf von Habsburg benützte Heinrich seine Machtstellung dazu, seinen Hausbesitz zu vergrößern.

Die Böhmen waren unzufrieden mit ihrem König Heinrich von Kärnten, der den Deutschen mehr gewogen war als den Tschechen. Sie wandten sich an Heinrich VII. und schlugen ihm eine Heirat zwischen seinem vierzehnjährigen Sohn Johann und Elisabeth, der Erbin Böhmens, vor. Der Luxemburger ging mit Freuden darauf ein. Die Heirat wurde zu Speyer mit großem Pomp gefeiert. Johann (später der Blinde genannt), der schon vorher von seinem Vater mit der Grafschaft Luxemburg belehnt worden war, wurde am Tage seiner Hochzeit auch König von Böhmen (1310).

§ 152. **Heinrichs Romfahrt und Tod.** — Aber über die Sorge um die eigene Hausmacht hinaus hatte Heinrich viel umfassendere Pläne. Als einziger deutscher Kaiser des Spätmittelalters hat er allen Ernstes versucht, den vielen bösen Erfahrungen vergangener Jahrhunderte zum Trotz, das römische Weltreich unter der gemeinsamen Führung von Papst und Kaiser wieder aufzurichten. Um dieses Ziel zu erreichen, wollte er die Kaiserkrone erwerben, dann Italien erobern und schließlich gemeinsam mit dem Papste einen Kreuzzug zur Wiedergewinnung des Heiligen Landes unternehmen.

Obschon der Papst sich zu Avignon unter dem Einfluß des französischen Königs befand, der selbst Anspruch auf den Kai-

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

sertitel erhob, wußte sich Heinrich dennoch die päpstliche Zusage für seine Kaiserpläne zu sichern. Nachdem er seinen Sohn Johann, den Grafen von Luxemburg und König von Böhmen, zum Reichsverweser eingesetzt hatte, überschritt er mit einer Armee die Alpen und wurde von der Kaiserpartei Italiens, vor allem



ROMREISE HEINRICH VII.

Abstieg von den Alpen. Einer Miniatur des Codex Balduineus nachgezeichnet von P. Blanc. — Man unterscheidet den Kaiser, die Kaiserin und Erzbischof Balduin. — Man beachte, wie der Zeichner die Dinge nicht nach ihren natürlichen Verhältnissen, sondern der Wichtigkeit gemäß darstellt, die er ihnen beimißt. So sind die Alpen durch einen kleinen Abhang angedeutet, die Pferde im Verhältnis zu den Menschen viel zu klein gezeichnet usw.

von dem großen Dichter Dante, als Friedensstifter in den italienischen Bürgerkriegswirren begeistert empfangen. In Mailand ließ er sich zum König der Lombardei krönen und langte nach mannigfachen Kämpfen gegen feindliche Städte in Rom an. Da die Welfenpartei die Peterskirche besetzt hielt, nahmen die Abgesandten des Papstes die Kaiserkrönung in der Laterankirche vor.



HEINRICH VII. AUF DEM TOTENLAGER.

Detail von seinem Grabmal im Dome zu Pisa. Zeichnung von Pierre Blanc. Über dieses Bildnis schreibt Nikolaus Welter: „Auf dem Sarkophage ruht Heinrichs Gestalt im Tode ausgestreckt, das Haupt nach rechts auf das Kissen geneigt, die Hände über der Brust gekreuzt, bis zu den Füßen umschlossen von dem Kaisermantel“

Der Kopf ist von ergreifender Vollendung. Ein ernstes, vergrämtes Männerantlitz, von schlichtem, langem Haar umrahmt. Das kräftige Kinn, die schmalen, festgeschlossenen Lippen, die lange Nase, die hagern Wangen mit den vorstrebenden Backenknochen, die dünnen, fast gradlinigen Brauen und darüber die Stirne, breit, stark, gleich einem aufgepreßten elfenbeinernen Band: all diese Züge bezeugen die Treue der Darstellung. Und darum wirkt der Anblick so unvergeßlich. Aus diesem Antlitz spricht der ganze Mann und sein ganzes Geschick: das weiche Herz und der stählerne Wille, der sich bis zur Hartnäckigkeit versteifen konnte; der gemessene Sinn und der heimliche Gram über die Tücke der Menschen und den Jammer der Erde. Und man liest aus diesem in leidvoller Ergebung nach rechts übergesunkenen Gesicht mit den eingefallenen Wangen und dem Zug der Schmerzen um den Mund auch die Ursache seines frühen Todes; dieser Sieche . . . starb an dem Klima Italiens und an dem Herzeleid über sein zertrümmertes Ideal . . .“

Ein Abguß des Gesamtgrabmals befindet sich im Luxemburger Staatsmuseum.

Harri hatte indessen das Schicksal dem Kaiser zugesetzt. Sein Bruder Walram war bei der Belagerung von Biescia durch einen Pfeilschuß in den Hals getötet worden, die Königin einige Monate später an einer schleichenden Krankheit gestorben. Heinrich selbst litt seit geraumer Zeit an einem Uebel, das sich in Rom noch verschlimmerte.

Eben zog sich der Kaiser nach Pisa zurück, von wo er zu einem großen Schlage gegen die Welfenpartei ausgeholt hätte — da überraschte ihn im Kloster Buonconvento der Tod (1313).

Treue Ritter trugen seine Reste nach Pisa. Dort wurde der Kaiser in dem marmornen Sarkophage beigesetzt, in dem er noch heute ruht.

§ 153. **Bürgerkrieg.** — Der Tod Heinrichs VII. war ein ebenso harter wie unerwarteter Schicksalsschlag für Deutschland. Die Ratlosigkeit der Kurfürsten war so groß, daß über ein Jahr das Reich ohne Herrscher blieb.

Die luxemburgische Partei mit Balduin und Peter von Aspelt an der Spitze setzte sich anfangs für die Wahl Johanns von Luxemburg ein. Da dieser aber als 17jähriger den Kurfürsten zu jung schien, bezeichneten sie mit Johanns Genehmigung Ludwig von Bayern zu ihrem Kandidaten. Die Gegenpartei stellte ihnen den Habsburger Friedrich von Österreich entgegen. Da sich die Kurfürsten nicht einigen konnten, kam es zu einer Doppelwahl und daran anschließend zu einem langwierigen, mörderischen Bürgerkrieg.

Dank der Unterstützung der Luxemburger gelang es zwar Ludwig, die Oberhand zu gewinnen; bei Mühlendorf am Inn (1322) besiegte sein Heer unter Anführung Johanns den Nebenbuhler. Aber die Nachfolger Philipps des Schönen von Frankreich, die in der Schwäche Deutschlands eine gute Vorbedingung für die weitere Erstarkung Frankreichs sahen, wußten jede Einigung der beiden Parteien geschickt zu hintertreiben. Die Luxemburger selbst, und Johann vor allem, leisteten ihnen dabei vortreffliche Dienste.

§ 154. **Johanns von Luxemburg Verhältnis zu Frankreich.** — Bezeichnend für die Schwäche des Reiches war es ja, daß gerade die Kaiserfamilie französisch eingestellt war.

Johann von Luxemburg verkehrte sehr viel am französischen Hofe. Ja, Paris war ihm wie zur zweiten Heimat geworden. Er fand dort, was er als Ritter von altem Schrot und Korn neben Krieg und Fehdegang vor allem schätzte: ein hochentwickeltes höfisches Leben, prächtige Turniere und ewige Feste. Mit engsten Familienbanden schloß er sich an das geliebte Frankreich. Seinen erst siebenjährigen Sohn Karl, den späteren Kaiser Karl IV., verheiratete er (1323) mit der gleichaltrigen



JOHANN VON LUXEMBURG.

Gezeichnet von P. Blanc, nach einer zeitgenössischen Steinbüste aus dem St Veit-Dom in Prag. — Aus dem besonders lebendigen Gesicht spricht der offene, lebens- und unternehmungslustige Charakter.

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Schwester des französischen Königs, seine Tochter Gutta (Bonne) mit dem nachmaligen französischen König Johann dem Guten. Er selbst nahm nach dem Tode Elisabeths von Böhmen Beatrix von Bourbon zur Frau.

Mit dem König von Frankreich schloß er ein Bündnis, das sogar gegen den Kaiser Geltung haben konnte.

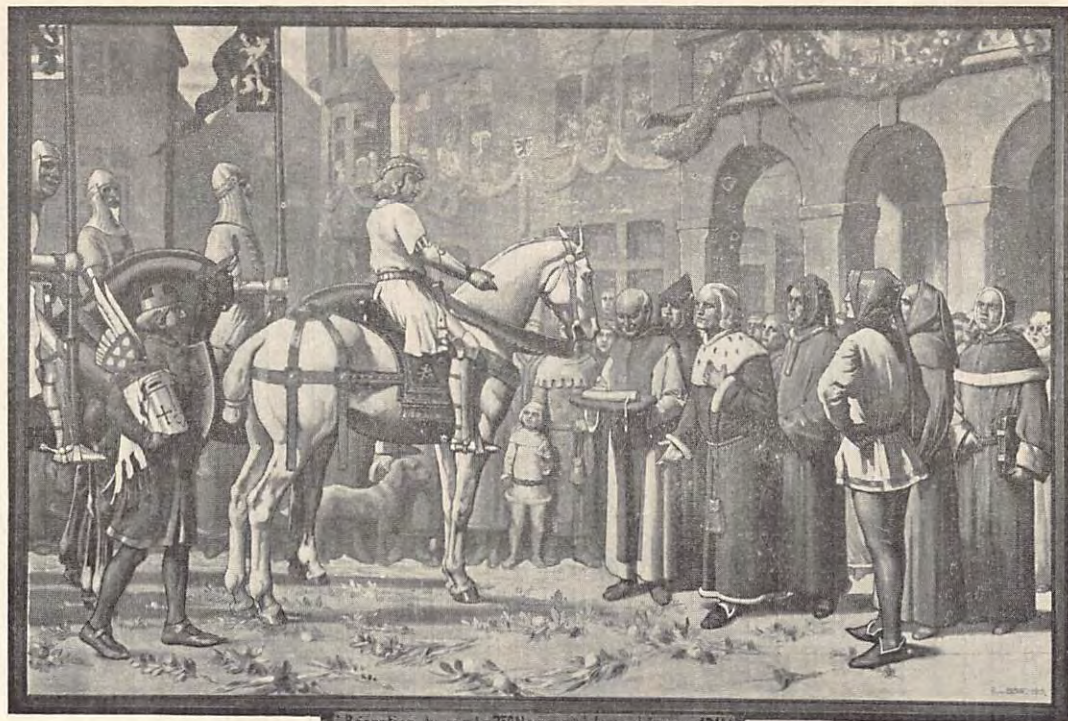
§ 155. **Johanns Persönlichkeit und Charakter.** — Johann von Luxemburg, später, nach Verlust des Augenlichtes, gewöhnlich der Blinde genannt, galt als einer der glänzendsten Vertreter des Rittertums. Seine Offenheit und seine Lebenslust machten ihn in weitesten Kreisen beliebt. Ein unbezwingbarer Drang nach Abenteuern trieb ihn immer wieder zu Turnieren und Fehden. Bis zu seiner völligen Erblindung hat er nie mehr als 4 Jahre kampflos verstreichen lassen, dagegen erhielt er einst in einer Woche nicht weniger als sechs Fehdebriefe! Nach Böhmen, Deutschland, Oberitalien; Frankreich, ja bis ins ferne Litauen führten ihn seine abenteuerlichen Kriegsfahrten.

Auf der letzteren zog er sich durch das feuchte Klima das Augenübel zu, das 1340, also sechs Jahre vor seinem Tode, zu seiner Erblindung führte. Den Arzt, den er zu Rat gezogen, ließ er, als die Kur seinen Zustand nur verschlimmerte, in einen Sack nähen und in die Oder werfen.

§ 156. **Johann und Böhmen.** — Die Kriege, die vielen Reisen und der unerhörte Aufwand, den der geltungssüchtige König an seinem Hof und bei Turnieren und Festlichkeiten entfaltete, zwangen ihn, zur Füllung der ewig sich leerenden Kassen, die bedenklichsten Mittel anzuwenden.

Dazu gehörte z. B. die Geldverschlechterung: der König ließ das in Umlauf befindliche Geld einziehen, prägte aus dem eingeschmolzenen Metall kleinere Münzen, die aber dieselbe Wertangabe trugen und bezahlte dann mit dem Überschuß an Geldstücken seine Schulden. Oft führte er willkürlich neue Steuern ein, die mit Gewalt eingetrieben wurden; vergriff sich an den Kloostergütern; nahm die Juden gefangen und ließ sie nur gegen hohes Lösegeld frei; ja sogar die silbernen Standbilder, mit denen sein Sohn Karl das Grab des hl. Wenzel geschmückt hatte, wurden weggenommen und verpfändet (Schötter).

Die Böhmen, die ohnehin eine starke Abneigung gegen den landesfremden Herrscher hatten, empörten sich angesichts der außerordentlich hohen Steuern, die der König ihnen erpreßte. Selbst Elisabeth, seine Gemahlin, und seine eigenen Söhne ergriffen Partei für das bedrückte Böhmenvolk.



Reception du comte JEAN à Luxembourg en 1341
après son couronnement comme roi de Bohême

Nach seiner Krönung zum König von Böhmen wird Johann auf dem Fischmarkt zu Luxemburg von der Bevölkerung festlich empfangen. — Nach einer Komposition von P. Blanc, dessen Original sich im Großh. Schloß Colmar-Berg befindet.

§ 157. **Johann und Luxemburg.** — Luxemburg behandelte er mit Schonung. Allerdings war das Land auch zu arm, als daß es eine Steuerlast ertragen hätte, wie sie auf Böhmen lag.

Er befreite verschiedene Städte, befestigte Diekirch, stiftete zu Förderung des Handels die Schobermesse.

Später zwang ihn die Geldnot dazu, größere Teile der Grafschaft an mächtige Herren, vor allem Balduin von Trier, zu verpfänden, d. h. für geliehenes Geld zum Pfande zu geben.

Damit führte er eine Sitte ein, die später für Luxemburg verhängnisvoll werden sollte.

§ 158. **Johanns schwankendes Verhältnis dem Kaiser gegenüber.** — Unter den Söhnen Philipps des Schönen und vor dem Ausbruch des unglücklichen französischen Erbfolgekrieges konnte es scheinen, als ob der Plan eines französisch-römischen Kaiserreiches in Zusammenarbeit mit den Päpsten von Avignon seiner Verwirklichung nahe sei. Ein solches Vorhaben mußte aber gegen das deutsche Kaisertum gerichtet sein.

So behauptete unter dem Einfluß des französischen Königs der Papst, daß der von den Kurfürsten gewählte deutsche König nur dann sein Amt ausüben dürfe, wenn er vom Papste bestätigt worden sei. Aber für einmal hielten die Kurfürsten zusammen und wiesen geschlossen die Einmischung des Papstes in die innern Verhältnisse Deutschlands zurück. Johann von Luxemburg, der wohl schon an die Wahl seines Sohnes Karl zum deutschen Kaiser dachte, nahm an dem allgemeinen Entwürstungsturm nicht teil.

Auch darin unterschied er sich von den meisten andern deutschen Fürsten, die im französischen Erbfolgekrieg zu England hielten, daß er, seiner alten Anhänglichkeit treu, entschlossen für Frankreich Partei ergriff. Bei Crécy hat er dann seine Liebe für Frankreich mit dem Tode besiegelt (1346).

§ 159. **Karl IV. (1347—1378) wird deutscher Kaiser.** — Noch in seinem letzten Lebensjahre hatte Johann der Blinde mit seinem Oheim Balduin die Wahl seines Sohnes Karl zum deutschen Kaiser betrieben. Der junge Thronbewerber machte dem französischen König und dem Papst für den Fall seiner Wahl recht weitgehende Versprechen.

Daraufhin erklärte der Papst durch Rundschreiben an die Kurfürsten Ludwig von Bayern für abgesetzt und empfahl ihnen Karl, der dann auch, kurz vor der Schlacht bei Crécy, gewählt wurde.

Der plötzliche Tod Ludwigs von Bayern bewahrte Deutschland vor den Schrecken eines neuen Bürgerkrieges.



KARL IV.

Gezeichnet von P. Blanc, nach einer zeitgenössischen Steinbüste
aus dem St. Veit-Dom in Prag.

§ 160. **Charakter und Persönlichkeit.** — Heinrich VII und Johann der Blinde muten uns wie verspätete Vertreter des Rittertums an. Ihr glänzendes Auftreten, ihre abenteuerlichen Kriegsfahrten, ihre Hingabe an übermenschliche Aufgaben und ihr heldenhafte Unterliegen im Kampf gegen die Gewalt des Schicksals haben ihre Namen mit Ruhm bedeckt.

Ganz im Gegensatz zu diesen seinen Vorfahren verkörperte Karl IV. den nüchternen Wirklichkeitssinn der Bürger und Kaufleute seiner Zeit. Dem nicht sehr schönen, etwas verwachsenen Mann (er hielt den Kopf ein wenig nach vorn) lag nichts an Prunk; er ging gewöhnlich in einfacher bürgerlicher Kleidung und gab für seine Hofhaltung wenig Geld aus.

Bevor er sich in ein Unternehmen einließ, vergewisserte er sich als klarblickender Geschäftsmann vorerst, ob es durchführbar und nutzbringend sei. War dies der Fall, so suchte er mit dem geringsten Kraftaufwand sein Ziel zu erreichen. Gewaltanwendung und Krieg waren ihm dabei zuwider; Klugheit, List und nicht selten Betrug die beliebtesten Mittel.

Ruhmsucht lag ihm so fern, daß er um eines Vorteils willen eine Demütigung gerne in Kauf nahm.

So wurde er einst, da er noch zu Lebzeiten seines Vaters von einem Feldzug nach Litauen zurückkehrte, zu Kalisch auf Veranlassung des feindlich gesinnten Polenkönigs zwar freundlich aufgenommen, aber nicht weitergelassen. Karl stellte sich, als merke er nicht, daß man ihn gefangen hielt „und erklärte, er wolle mit seinem Gefolge einige Tage ausruhen. Unterdessen schickte er“, so erzählt der Chronist, „einen treuen Boten an den Hauptmann von Breslau, den er von seiner traurigen Lage in Kenntnis setzte, mit dem Befehl, etwa 300 auserlesene Reiter eine Meile von Kalisch zu führen, sie dort in einem Walde zu verstecken und ihm ein gutes Reitpferd vor ein bezeichnetes Stadttor zu schicken. Am festgesetzten Tag und zur bestimmten Stunde ging Karl ohne Geleit an das Tor spazieren, unterhielt sich mit dem Wächter und gewährte bald den ihn erwartenden Reiter. Er eilte zu ihm hin, als wolle er ihm einen Auftrag geben, bestieg in aller Eile das Pferd und flog pfeilschnell davon, ohne daß die Wächter in ihren schweren Rüstungen ihn hätten verfolgen können. Er gelangte bald zu dem Hauptmann, der ihn mit seinen 300 Reisigen nach Breslau begleitete“.

(Schoetter)

Als ein andermal sein Schiff im Adriatischen Meer von feindlichen Fahrzeugen umringt wurde, ließ er mit den Feinden über die Bedingungen seiner Ergebung Verhandlungen anknüpfen,

stieg aber selbst zu gleicher Zeit in den Kahn eines Fischers, der ihn mit Netzen und Säcken bedeckte und mitten durch die feindlichen Schiffe glücklich ans Land ruderte.

§ 161. **Karls IV. Verhältnis zum Ausland.** — Der französische König hatte wegen des Krieges mit England, der seine ganze Kraft in Anspruch nahm, an die Aufstellung seiner eigenen Kandidatur nicht denken können und deshalb die Wahl Karls IV. unterstützt. Er hatte dabei Vertrauen in die überkommene Franzosenfreundlichkeit der Luxemburger und in die feierlichen Versprechen, die ihm Karl vor der Wahl gegeben hatte. Aber nicht Zuneigung, sondern Rücksicht auf Nutzen bestimmte die Handlungen des Kaisers, und so schloß er unter Mißachtung des gegebenen Wortes ein Bündnis mit dem englischen König und nahm, jedesmal wenn sein und des Reiches Nutzen es erforderte. Stellung gegen Frankreich.

Auch dem Papste gegenüber löste er seine Wahlversprechen nicht ein und ließ sich nicht, wie abgemacht, vom Papst in seiner Königswürde bestätigen.

Damit handelte der Kaiser nach dem Herzen der deutschen Fürsten, bei denen sich trotz der Zerfahrenheit des Reiches ein deutsches Nationalgefühl zu regen begann.

§ 162. **Die Verwaltung des Reiches; die goldene Bulle.** — Teilweise auf das keimende Nationalgefühl zurückzuführen ist auch der Ansatz zu einer geschriebenen Verfassung, die der Kaiser erstmalig anfertigen ließ.

Dieses hochwichtige Schriftstück wurde die Goldene Bulle genannt, nach der Goldkapsel oder -bulle, in der das an einer Schnur hängende Siegel eingeschlossen war.

Ohne große Neuerungen zu schaffen, begnügte sich in der Goldenen Bulle der Kaiser damit, die damals üblichen Gebräuche und Gesetze niederzuschreiben, zu ordnen und einander anzupassen.

Den Anspruch des Papstes, den gewählten deutschen König zu bestätigen, übergang die Goldene Bulle mit Stillschweigen. Die Loslösung des Reiches von Rom war damit Tatsache geworden.

Den Großteil der Macht übertrug die Goldene Bulle auf die Kurfürsten, deren Zahl endgültig auf 7 festgesetzt wurde. Es waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, der König von Böhmen, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg. Sie besaßen innerhalb ihrer Gebiete die sog. Königsrechte, konnten eigene Münzen schlagen und ohne zulässige Berufung an das Königsgericht Recht sprechen.

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Die wirtschaftliche Erstarkung der Städte hat Karl IV. gefördert. Aber in den heftigen Kämpfen, die zwischen den mächtigen Städtebünden und den Fürsten tobten, hat er nicht für erstere Partei ergriffen und so die Unterstützung eines Bundesgenossen verscherzt, der in Deutschland dem Königtum wieder hätte zur Macht verhelfen können, so wie er es in Frankreich getan hatte

§ 163. Die Vermehrung der Luxemburger Hausmacht; Karl IV. und Luxemburg. — Die Goldene Bulle bestätigte in weitestem Maße



die Rechte, welche die Kurfürsten schon besaßen, und war also der Macht des Kaisers abträglich. Diesen Nachteil suchte Karl dadurch auszugleichen, daß er die Luxemburger Hausmacht außerordentlich verstärkte. Er selbst war König von Böhmen und Graf von Luxemburg; hinzu erwarb er die Mark Brandenburg und die Lausitz. Sein Großoheim Balduin hatte immer noch den erzbischöflichen Stuhl von Trier inne. Sein

Bruder Johann Heinrich war Markgraf von Mähren, sein Bruder Wenzel hatte durch Heirat Brabant, Limburg und Antwerpen erworben. Sein Sohn Sigismund war mit der Tochter des Ungarnkönigs verheiratet.

Alle Sorgfalt wandte Karl dem Luxemburger Erbland Böhmen zu. Dessen Hauptstadt Prag wählte er zur Residenz und ließ sie durch öffentliche Gebäude schmücken; zu Prag gründete er auch die erste deutsche Universität.

Für unser Land war diese Entwicklung verhängnisvoll. Denn die Luxemburger kümmerten sich bald kaum mehr um ihre kleine Heimat. Schon Johann der Blinde hatte Teile Luxemburgs verpfändet. Karl IV. gab die ganze Grafschaft mit allen Rechten seinem Großoheim Balduin zum Pfand für eine ungeheure Summe, die dieser ihm geliehen hatte.

Dann verschenkte er das für ihn wertlose Land an seinen Stiefbruder Wenzel I. (1353—1383), den er im folgenden Jahr (1354) zum Herzoge von Luxemburg ernannte.



P.B.

KARL IV. IM KAISERORNAT.

(Das Schwert ist abgebrochen).



P.B.

WENZEL IM KÖNIGSORNAT.

Über 2 Meter hohe Steinfiguren am Turm der Karlsbrücke in Prag.
Gezeichnet von P. Blanc.

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Unter diesem leutseligen und klugen Herrscher erlebte Luxemburg die Zeit seiner größten Ausdehnung. Durch Schutz von Handel und Handwerk trug er zum Wohlstand des neuen Herzogtums bei, durch die Einberufung der Stände (d. h. Vertreter der Geistlichkeit, des Adels und der freien Städte), die ihn in der Führung der öffentlichen Geschäfte unterstützen sollten, erlaubte er einem Teile seiner Untertanen, tätigen Anteil an der Regierung zu nehmen. Die Ständeversammlung, die für unser Land die Vorstufe zur Demokratie bedeutete, blieb bestehen bis 1795

§ 164. **Kaiser Wenzel (1378—1400).** — Nach dem Tode Karls IV. flackerten an allen Ecken und Enden die Kriege zwischen Städtebünden und Fürsten auf. Des Kaisers Sohn und Nachfolger Wenzel (1378—1400) war nicht imstande, den bald allgemein wütenden Bürgerkrieg aufzuhalten. An ein tatkräftiges Zusammengehen mit den aufstrebenden Städten zur Niederwerfung der Fürstenmacht hat dieser von Natur aus genußsüchtige und faule Herrscher nicht gedacht. Schließlich setzten die Kurfürsten ihn ab.

Wenzel blieb aber König von Böhmen und, unter dem Namen Wenzel II., Herzog von Luxemburg; in letztere Würde war er seit dem Tode seines Onkels Wenzels I. eingetreten (1383—1419).

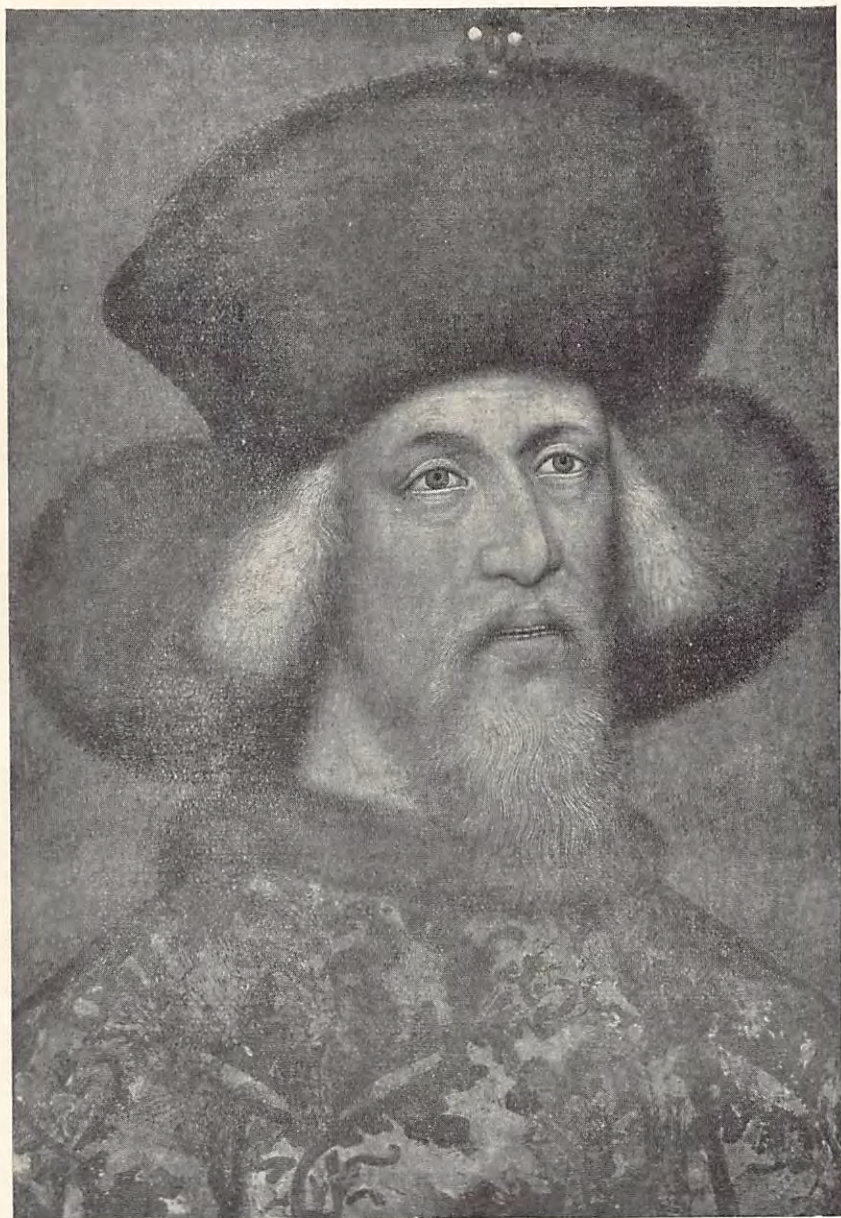
Seine Herrschaft wurde verhängnisvoll für Luxemburg. Denn er versetzte um hohe Geldsummen das Herzogtum zuerst an seinen Vetter Jost von Mähren (1388), später (1411) an seine Nichte Elisabeth von Görliß. Diese landesfremden Besitzer sahen Luxemburg nur mehr als eine Ware an, aus der sie möglichst hohen Gewinn zu ziehen suchten.

Das sollte bald, im Zusammenhang mit anderen Ereignissen, zum Ende des unabhängigen Herzogtums führen.

§ 165. **Sigismund wird Kaiser.** — Ruprecht von der Pfalz (1400 bis 1410), den die Kurfürsten nach Wenzels Absetzung zum König gewählt hatten, war seiner Aufgabe auch nicht gewachsen.

Inmitten der großen Schwierigkeiten, unter denen das Reich litt, sehnte man sich nach einem starken, mächtigen Herrscher, der imstande wäre, dem Streit zwischen Städten und Fürsten ein Ende zu machen und für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Diesen Mann glaubte man zu finden in Wenzels Bruder, dem Luxemburger Sigismund (1410—1437). Und wirklich war Sigismund einer der mächtigsten Herren der Zeit. Durch Heirat war er König von Ungarn geworden und sollte nach dem Tode seines Bruders Wenzel Luxemburg, Böhmen, Mähren und Brandenburg erben.



KAISER SIGISMUND.

Porträt, auf Pergament gemalt. Original in der Staatsbibliothek in Wien.
Farbige Kopie im Luxemburger Staatsmuseum.

Auch sein kräftiger Körperbau, seine hohen Geistesgaben, der Mut, den er als König von Ungarn in der Bekämpfung der Türken bewiesen hatte, schienen auf seine Befähigung zur deutschen Kaisermacht in so bewegten Zeiten hinzuweisen.

§ 166. **Das große abendländische Schisma.** — Die Schwierigkeiten, gegen die Sigismund anzukämpfen hatte, waren außerordentlich groß.

In der Glanzzeit des Mittelalters hatte das Papsttum zeitweilig das Ziel Gregors des Großen und Innozenz' III. verwirklicht: als geistige und weltliche Obermacht über alle Völker des Abendlandes zu herrschen. Seit sich aber die verschiedenen Nationen herausgebildet hatten, war vor allem die weltliche Macht an die Könige übergegangen. Ja, dadurch, daß die Päpste nach Avignon übersiedelt waren, hatten die französischen Könige oft auch auf die geistlichen Entscheidungen der Päpste Einfluß ausüben können.

Völlige Verwirrung entstand unter der katholischen Christenheit, als auf Drängen vieler Gläubigen, an ihrer Spitze die hl. Katharina von Siena, zwar der Papst (Gregor XI.) nach Rom zurückkehrte (1377), aber schon im folgenden Jahre, nach seinem Tode, sowohl in Rom als auch in Avignon je ein neuer Papst gewählt wurde. Diese Kirchenspaltung, das sog. Große Abendländische Schisma, wurde noch verschlimmert, als (1409) das Konzil von Pisa die zwei Päpste absetzte und einen neuen wählte: da die beiden nicht abdanken wollten, hatte die Kirche jetzt drei, sich gegenseitig bekämpfende Oberhäupter!

§ 167. **Mißstände in der Kirche; Hus.** — Hand in Hand mit dieser heillosen Verwirrung gingen schwere Mißstände in der Verwaltung der Kirche. Sehr viele höhere Geistliche sahen in ihrer Stellung nicht so sehr eine priesterliche Würde, als vielmehr eine Gelegenheit, Macht und Reichtum zu erwerben.

Umsonst wandten sich ernst christlich gesinnte Gläubige, wie die hl. Katharina von Siena, gegen diese Verweltlichung der Kirche.

In Böhmen trat vor allem J o h a n n H u s, Professor an der von Karl IV. gegründeten Universität Prag, gegen den Mißbrauch kirchlicher Würden zur Erlangung weltlicher Schätze auf. Auch die Päpste seiner Zeit beschuldigte er dieses Verbrechens, das in Widerspruch zu den Lehren Christi stehe, und empfahl den Christen, zur Richtschnur ihres Glaubens und Handelns nur die Bibel zu nehmen, nicht aber die Lehren und Vorschriften des Papstes.

Obschon Hus von den geistlichen Behörden zum Ketzer erklärt wurde, ergriffen die Tschechen begeistert Partei für ihn; denn sie sahen in der Gründung einer nationalböhmischen Kirche das Mittel, sich nicht nur vom Papste, sondern gleichzeitig auch von der verhaßten deutschen Vorherrschaft in Böhmen zu befreien.

§ 168. **Das Konzil von Konstanz.** — Gerade in Böhmen zeigte es sich also recht deutlich, daß das Wohlergehen des Kaisers in hohem Maße von der Stärkung der päpstlichen und kirchlichen Macht abhing. So sind auch die Bemühungen Sigismunds zu verstehen, durch die Einberufung einer großen Kirchenversammlung der Schwierigkeiten innerhalb der Kirche Herr zu werden.

Das Konzil von Konstanz am Bodensee (1414—1418), das dank den Bemühungen des Kaisers endlich einberufen wurde, stand drei schweren Aufgaben gegenüber: der Beseitigung des Schismas, der Beilegung des Meinungsstreites mit Hus und der allgemeinen Reform der Kirche.

Das erste Ziel wurde dadurch erreicht, daß das Konzil zwei Päpste absetzte und den dritten zur freiwilligen Abdankung bewegte. Dann wählte es einen neuen Papst (1417), der bald allgemein anerkannt wurde.

Professor Hus kam, mit einem Geleitbrief des Kaisers versehen, nach Konstanz; er wurde erneut zum Ketzer erklärt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die Reform der Kirche wurde auf später verschoben.

§ 169. **Die Hussitenkriege.** — Die Hinrichtung des Johannes Hus hatte einen äußerst gefährlichen Aufstand der Böhmen zur Folge (1419—1436). Weder der Kaiser, der ja oberster Kriegsherr im Deutschen Reiche war, noch der Papst, der Kreuzzug auf Kreuzzug gegen die sog. Hussiten predigen ließ, konnte den militärischen Sieg davontragen.

Endlich gelang es auf dem Konzil von Basel durch Verhandlungen, die gemäßigten Hussiten mit der Kirche zu versöhnen, indem man ihnen das Abendmahl auch unter der Gestalt des Weines bewilligte. Im Streit, der daraufhin zwischen den Gemäßigten und den Unentwegten ausbrach, rieben sich die Hussiten gegenseitig auf.

§ 170. **Das Ende der Luxemburger Kaisermacht; die Habsburger Kaiser.** — Sigismund starb, ohne sein letztes Ziel, nämlich die Stärkung der kaiserlichen Macht, erreicht zu haben. Da er keine männlichen Nachfolger hinterließ, ging die Kaiserwürde an Albrecht II. von Habsburg über (1438—1439), der Sigismunds einzige Tochter Elisabeth geheiratet hatte. Bis zum Untergang des Reiches (1806) sollte das Haus Habsburg sich auf dem deutschen Kaiserthron behaupten.

VI. Der Versuch Burgunds, das alte Lotharingen wiederaufzubauen.

§ 171. **Philipp der Gute.** — Während des französisch-englischen Erbfolgekrieges hatten die französischen Könige selbst das Aufkommen eines neuen mächtigen Fürstenstandes begünstigt, indem sie an jüngere Mitglieder des königlichen Hauses größere Lehen vergaben. Am gefährlichsten wurde dem Königtum das mächtige Haus Burgund, das ja schon während des französisch-englischen Erbfolgekrieges eine wichtige Rolle gespielt hatte (s. § 143).

Außer dem Hauptland Burgund besaßen diese Herzöge große Gebiete im heutigen Belgien und Holland.

Schon zu Lebzeiten Kaiser Sigismunds versuchte Philipp der Gute von Burgund (1435), seiner Tante Elisabeth von Görliß, die seit Kaiser Wenzel Pfandinhaberin des Herzogtums Luxemburg war, letzteres abzukaufen. Aber erst nach dem Tode des Kaisers kam der Vertrag zustande (1441). Die Vereinigung Burgunds und der Niederlande war damit angebahnt.



DAS BURGUNDISCHE MITTELREICH.
Zu seiner Verwickelung fehlten außer dem Bistum Lüttich (zwischen Brabant und Luxemburg) nur noch das Herzogtum Lothringen (zwischen Burgund und Luxemburg).

Aber eigentlicher Erbe Luxemburgs war Kaiser Albrecht II. von Habsburg, der ja die Tochter Sigismunds, Elisabeth, geheiratet hatte (s. § 170). Nach Albrechts Tode trat Elisabeth ihre Rechte an ihre Tochter Anna ab, die mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen verheiratet war.*)

Als dieser, von den Luxemburgern unterstützt, die Ansprüche

*) Kaiser Sigismund

Elisabeth + Kaiser Albrecht II

Anna + Wilhelm von Sachsen

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Philipps des Guten nicht anerkennen wollte, fielen die Burgunder mit einer Armee in das Land ein. Die Festung Luxemburg wurde überrumpelt und ausgeplündert (1443).

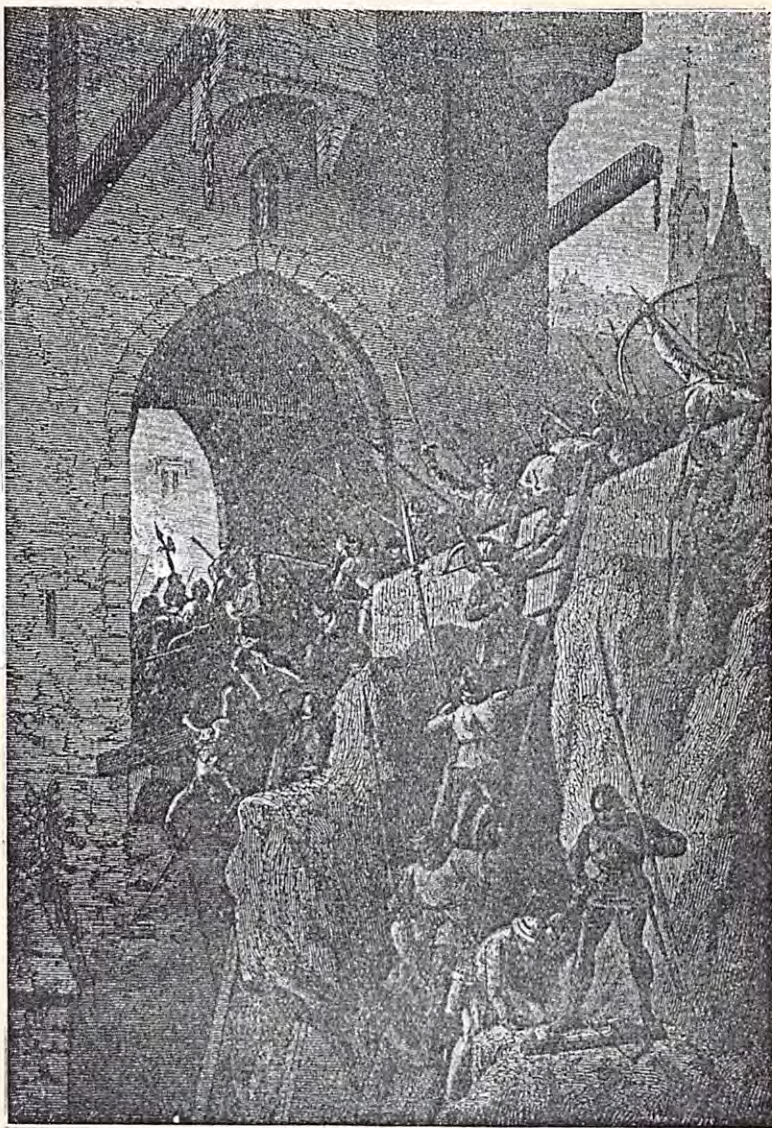
Luxemburg kam unter die Herrschaft der landesfremden burgundischen Herzöge.



PHILIPP DER GUTE UND KARL DER KÜHNE.

Nach einer in der Bibliothek von Arras aufbewahrten Handzeichnung des 15. Jahrh. — Der Gegensatz im Charakter der beiden Männer ist gut herausgearbeitet. Der Vater, leicht zurückgebeugt, scheint seinen Weg erst vorsichtig abzutasten, während Auge und Stirn angestregtes Berechnen verraten; der stolz getragene Kopf und die dicke Unterlippe verleihen ihm den Ausdruck des Unnahbaren, Kühnen. Die Augen des Sohnes hingegen schweifen träumerisch in die Ferne, indes der etwas vorgestreckte mächtige Kopf und der starke Nacken unbändige Energie verraten.

§ 172. **Karl der Kühne.** — Der Sohn und Nachfolger Philipps des Guten, Karl der Kühne (1467—1477), führte die Pläne seines Vaters weiter. Zwischen Deutschland und Frankreich wollte er ein neues Königreich nach dem Muster des früheren Lotharingen errichten.



Die Burgunder stürmen überraschend den Wall und das Josttor der Festung Luxemburg. (Nacht vom 21. auf den 22. November 1443). Das Josttor stand nicht weit von der Stelle, wo sich heute das Bürgerkasino und der Platz vor der Adolf-Brücke befinden.



115 PLÜNDERUNG DER STADT LUXEMBURG DURCH BURGUNDERTRUPPEN. — Ölgemälde von P. Blanc. (in Privatbesitz).

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Zu diesem Zwecke kam er sogar mit Kaiser Friedrich III., dem Nachfolger Albrechts II., zu Trier zusammen.

Aber im Kampfe gegen die Schweizer Eidgenossen erlitt er die Niederlagen von Grandson und Murten. Während eines Krieges gegen den Herzog von Lothringen, der vom französischen König Ludwig XI. unterstützt wurde, fand er in der Schlacht bei Nancy den Tod (1477).

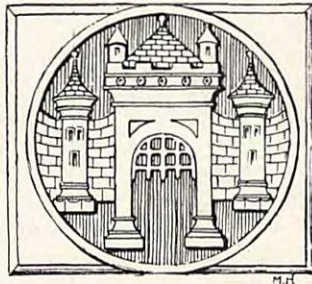
§ 173. **Das burgundische Erbe.** — Somit war Ludwig XI. von Frankreich, ohne selbst unmittelbar in den Kampf einzugreifen, über das mächtigste Fürstenhaus Frankreichs Herr geworden. Er beeilte sich denn auch, alle burgundischen Länder an sich zu reißen, und versuchte, eine Heirat zwischen Maria, der einzigen Tochter und rechtmäßigen Erbin Karls des Kühnen, und seinem Sohne Karl zustande zu bringen.

Aber Maria verheiratete sich mit Maximilian von Österreich (1477), der später als Maximilian I. den deutschen Kaiserthron besteigen sollte (1493—1519).

Dadurch rettete sie für sich die Niederlande und das Herzogtum Luxemburg.

Zwar versuchten die Franzosen noch, auch diese Länder durch Gewalt an sich zu reißen und belagerten sogar die Festung Luxemburg. Doch wurden sie zurückgeschlagen und mußten sich mit den andern burgundischen Besitzungen zufrieden geben.

Für Luxemburg aber begann nach der kurzen burgundischen Fremdherrschaft die Herrschaft der Habsburger.



Siegel Philipps von Burgund.

VII. Das Ende des Mittelalters.

§ 174. Das Ende der mittelalterlichen Gesellschaftsformen. —

Wenn wir einen Rückblick auf die Zeit des Mittelalters werfen, so können wir verschiedene Züge unterscheiden, die dieser Periode ihr eigenes Gepräge gaben.

Hörigkeit und Lehnswesen bestimmten den Aufbau der Gesellschaft. Das Rittertum spielte die glänzendste Rolle.

Seit dem Ende der Kreuzzüge (1270) war diese Gesellschaftsordnung in Auflösung begriffen. Die Ritter wurden allmählich durch die reichen Bürger abgelöst; die Hörigkeit verschwand in den aufstrebenden Städten immer mehr; das Lehnswesen machte in den meisten Ländern dem nationalen Königtum Platz.

Die mittelalterlichen Gesellschaftsformen lösten sich auf.

§ 175. Der Fall Konstantinopels. — Das größte Ereignis des Mittelalters waren ohne Zweifel die Kreuzzüge. Sie stellten einen Angriffskrieg der gesamten Christenheit gegen die mohammedanischen Türken dar. Religiöser Geist beseelte die Kreuzfahrer, die unter dem gemeinsamen Oberbefehl des Papstes standen.

Schon seit 1270 gelang es trotz zahlreicher Versuche dem Papste nicht mehr, einen neuen Kreuzzug zu organisieren; da trat im Jahre 1453 ein Ereignis ein, das noch deutlicher bewies, daß der religiös-kriegerische Geist der Kreuzzüge erlahmt war: die Türken, die schon die asiatischen Provinzen des griechischen Reiches und Teile der Balkanhalbinsel erobert hatten, nahmen Konstantinopel ein und zerstörten damit endgültig das Oströmische Reich.

Im Kampf gegen den Islam waren die Christen in die Verteidigung gedrängt.

Manche Geschichtsschreiber nehmen darum das Datum 1453 als das Ende des Mittelalters an.

§ 176. Die Entdeckung Amerikas. — Die Geschichte des Mittelalters spielt sich in Mittel- und Westeuropa sowie in den Mittelmeerländern ab. Die Erde stellte man sich damals allgemein als eine Scheibe vor, in deren Mitte ungefähr das völkerverbindende Mittelmeer läge.

Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus im Jahre 1492 brachte eine Umwälzung in den Ansichten mit sich, die man bis dahin über Erde und Welt gehabt hatte. Zudem gingen Handel und Reichtum von den Mittelmeerländern auf die Nordwestküste Europas über und veränderten von Grund auf das Leben und Treiben in Europa.

1453

1492

NATIONALSTAATEN; BÜRGERTUM UND STÄDTEWESEN

Aus diesen Gründen sehen viele Forscher in der Entdeckung Amerikas den Beginn einer neuen Zeit.

§ 177. **Die Reformation.** — Geistig geeint war das Abendland im Mittelalter durch das Ansehen, das der Papst bei allen christlichen Völkern besaß. Höhepunkte des kirchlichen und religiösen Lebens, wie die Zeit Gregors VII. oder Innozenz' III., sind darum zugleich Höhepunkte des Mittelalters.

Die letzten Jahrhunderte des Mittelalters brachten aber einen Verfall des päpstlichen Ansehens und des gesamten kirchlichen Lebens mit sich. Der Avignoner Aufenthalt der Päpste, das große Abendländische Schisma, die Verurteilung des Johannes Hus, die Hussitenkriege, das Ausbleiben einer gründlichen Erneuerung des kirchlichen Lebens, der unwürdige Lebenswandel einiger Päpste: dies alles schadete dem Papsttum und der Kirche sehr. Die Auflehnung des Hus gegen die Autorität des Papstes war auf Böhmen beschränkt geblieben. Aber zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die Unzufriedenheit der Gläubigen mit den Zuständen in der Kirche so allgemein geworden, daß ein neuer Versuch, selbst gegen Rom die Reform der Kirche durchzuführen, allgemeinen Anklang fand.

1517

So führte der erste Schritt, den der deutsche Augustinermönch Martin Luther 1517 in diesem Sinne tat, zu einer öffentlichen Auseinandersetzung, die mit dem Abfall großer Teile der Christenheit vom Papste endigen sollte.

Der Ausbruch dieser Reformation im Jahre 1517 kann also auch als das Ende des Mittelalters und der Anfang der Neuzeit angenommen werden.



Nachwort.

habent sua fata libelli . . .

Als ich vor etwa einem Jahrzehnt mit dem Geschichtsunterricht an den unteren Klassen des Gymnasiums Diekirch betraut wurde, besann ich mich auf meine eigene Pennälerzeit, und die Lebensferne und die Unfruchtbarkeit unsers Geschichtsunterrichtes stiegen mir wieder ins Bewußtsein. Im Bestreben, lebendig und anregend zu wirken, kam ich dann im Verlauf meiner Lehrtätigkeit ganz natürlich dazu, in immer stärkerem Maße an die dem Schüler bekannte räumliche und zeitliche Wirklichkeit, an die heimatischen Geschehnisse und Zustände also, anzuknüpfen. Zwar gelang es mir auf diese Weise, das Interesse der Schüler zu wecken; aber es stellten sich auch Schwierigkeiten ein. Insbesondere war es sehr schwer, System in einen so aufgefaßten Unterrichtsbetrieb zu bringen, und das vor allem, weil das durch Programm vorgeschriebene reichsdeutsche Handbuch nach völlig andern Gesichtspunkten verfaßt war und zwischen Lehrvortrag und Buch eine Kluft gähnte, die nicht einmal durch Streichen einerseits und sehr lästiges Hinzudiktieren andererseits ausgefüllt werden konnte.

Aus dieser Not heraus wurde der Gedanke eines luxemburgischen Geschichtshandbuches geboren. Der Weg dazu, so stellte ich mir vor, müsse über einen Ausschuß von Fachleuten führen, die in gemeinsamer Beratung Richtlinien und Plan auszuarbeiten hätten; einige Kollegen könnten sich dann in die detaillierte Ausarbeitung der einzelnen Handbücher teilen, die schließlich von der Kommission begutachtet und, nach etwaigen Änderungen, angenommen würden.

Einstweilen sandte ich an den damaligen Unterrichtsminister ein Schreiben, in dem ich die Grundzüge der Reform klarlegte; zugleich erbat ich eine Audienz, damit ich meine Pläne genauer auseinandersetzen und die Stellungnahme der obersten Behörden erfahren könnte.

Trotzdem dieser Brief unbeantwortet blieb und mir offiziös und mündlich etliche Monate später bedeutet wurde, ich sollte lieber

die Finger von solchen Neuerungen lassen, gab ich meinen Plan nicht auf. Vielmehr setzte ich mich mit einem Kollegen und früheren Klassenkameraden in Verbindung, der mein Vorhaben billigte und mir Unterstützung zusagte. Zusammen sprachen wir dann beim zuständigen Regierungsrat vor, der, selbst ein Mann vom Fach, nach einigem Zögern sich im Prinzip mit unsern Vorschlägen einverstanden erklärte. Er gab uns die Namen einiger Kollegen, mit denen wir Fühlung nehmen sollten, um auf erweiterter Grundlage unsere Arbeit zu beginnen.

Aber alle Hoffnung auf Mitarbeiter zerschlug sich. Der eine sprach sich prinzipiell gegen ein Luxemburger Handbuch aus, die andern waren zwar mit dem Grundgedanken einverstanden, erklärten aber entweder keine Zeit oder keine Lust zu haben.

Und so kam es, daß ich allein durchhielt und u. a. auch in Zeitungen und Zeitschriften (z. B. Luxbg. Zeitung vom 19.-20. Nov. 31; Cahiers Luxbgs. 1933, Nr. 4) Propagandaartikel veröffentlichte, immer in der Hoffnung, schließlich doch noch diesen oder jenen für meine Pläne zu gewinnen.

Hoffnung auf die Heranziehung von Mitarbeitern war es auch, was mich bewog, September 1934 den ersten Teil meines Manuskriptes ins Reine zu schreiben und vervielfältigt unter Kollegen und Bekannte zu verteilen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich durch Zufall, daß vor Monaten von Regierungsseite aus in aller Stille die Bildung einer Kommission von Geschichtsprofessoren in die Wege geleitet worden war, die sich mit der Ausarbeitung eines Handbuchs der Geschichte für die unteren Klassen unserer Mittleren Lehranstalten befassen sollte. Das war bestimmt ein erster Erfolg. Man hatte sich an höherer Stelle meinen Gedanken eines spezifisch luxemburgischen Handbuchs zu eigen gemacht und — wenn auch mit Übergehung meiner Person — den ersten Schritt zu dessen Verwirklichung getan.

Allerdings sah ich jetzt die Notwendigkeit ein, mir das Autorenrecht meines im hektographierten Manuskript verbreiteten provisorischen Textes zu sichern, und so kam es, daß ich zur Veröffentlichung dieses ersten Teiles meiner Arbeit schritt, noch bevor das Gesamtwerk fertiggestellt war.

Im Unterrichtsministerium, wo ich zwecks näherer Aufschlüsse über die Bildung der erwähnten Kommission vorsprach, verwies man mich an subalterne Stelle. Dort gab man zu, daß ein objektiver Grund für die Übergehung meiner Person nicht vorliege (war man doch zur Ernennung der betr. Kommission geschritten, bevor auch nur ein Satz von meiner Arbeit veröffentlicht war!). Vielmehr erklärte man, es handle sich um ein bloßes Versehen. Man versprach, zur Ernennung eines neuen Ausschusses zu schreiten, der diesmal in aller Öffentlichkeit rekrutiert würde und dem auch ich angehören dürfe. Die Vorbereitungen zur Ernennung der Kommis-

sion Nummer 2 wurden getroffen; zu ihrer Konstituierung ist es meines Wissens ebensowenig gekommen wie zur Ausarbeitung von irgendetwas durch Kommission Nummer 1.

Das erschien sehr bedauerlich; denn unterdessen war die Auflage des durch Programm vorgeschriebenen reichsdeutschen Handbuches erschöpft; das wäre eine gute Gelegenheit gewesen, ein pädagogisch ungeeignetes und zudem vom luxemburgfeindlichen großdeutsch-annexionistischen Standpunkt aus geschriebenes*) Schulhandbuch durch ein national-luxemburgisches zu ersetzen. Statt dessen wurde mit dem betr. Verlag ein Abkommen geschlossen, gemäß dem Luxemburg sich verpflichtete, eine unveränderte Neuauflage des besagten reichsdeutschen Handbuches restlos abzunehmen.

Unterdessen war der erste Band meiner Geschichte im Verlage der Cahiers Luxembourgeois erschienen. Das Buch wurde von Presse und Öffentlichkeit über Erwarten gut aufgenommen. Freie Schulen wie das Institut Emile Meÿ, die Mädchenpensionate von Luxemburg-Bahnhof, Ettelbrück, Diekirch, Wiltz führten es ein und gaben — was mir besonders wertvoll zu sein scheint —, nachdem sie es in der Klasse durchgenommen, die schmeichelhaftesten Urteile darüber ab. Die Staatliche Schulkommission setzte es auf die Liste der den Lehrern empfohlenen Bücher. (Ja die Großherzogliche Regierung Abteilung Unterricht bekundete ihr ganz besonderes Interesse, indem sie auf mein Gesuch um materielle Unterstützung meines Unternehmens einging und 18 broschiierte Bände zu je 12 Franken ankauftel)

All diese Tatsachen ermunterten mich dazu, an die Herausgabe des zweiten Bandes zu schreiben.

Ende 1938 ließ ich auch diesen vorerst hektographieren, und auf mein Ersuchen gewährte mir das Unterrichtsministerium in sehr dankenswerter Weise ein Subsid von mehr als der Hälfte der Vielfältigungskosten. Einen Teil der so erhaltenen Exemplare ließ ich durch Vermittlung der Behörden an die einzelnen Spezialkonferenzen des Landes gelangen, mit der Bitte, mir ihre Kritiken und Wünsche zukommen zu lassen, denen dann bei der Drucklegung in weitestem Maße Rechnung getragen würde; den Rest wollte ich mir aufsparen, um ihn nach erlangter Erlaubnis in meinem eigenen Kursus auf seine pädagogische Tauglichkeit auszuprobieren.

Unterdessen kam es anders: regierungsseitig wurde der Geschichtsunterricht auf anderer Grundlage organisiert. Von den

*) So B. III S. 370: Wir Deutsche sind und bleiben, was wir zum Schlusse nicht vergessen wollen, ein Weltvolk. Mehr als 30 Millionen deutschen Stammes, ein Drittel aller Deutschen, wohnen außerhalb der Grenzpfähle des Reiches . . . (Wir) stoßen in Europa auf . . . eine reindeutsche Bevölkerung in Luxemburg, dessen gebildete Schichten leider der französischen Kultur zuneigen . . .

in der Zwischenzeit neuerdings ausverkauften reichsdeutschen Handbüchern wurde zum zweiten Mal eine Neuauflage für Luxemburg bestellt. Die alten Handbücher sollen also weiterhin die Grundlage für die Einführung in die Weltgeschichte bilden; nur wird der Kursus so gekürzt, daß auf Quinta ein Trimester für bloße Nationalgeschichte übrig bleibt. Mit der Abfassung eines Abrisses der Nationalgeschichte (auf Deutsch verfaßter Auszug aus Herchen-Margue: Manuel d'Histoire Nationale) wurde ein Fachgenosse betraut. Sein Werk wurde, noch vor der Veröffentlichung und vor der Gutheißung durch die Konferenzen, im Programm 1938-39 offiziell als Handbuch für Quinta anerkannt.

Mir wurde mitgeteilt, daß in seiner jetzigen Form mein Handbuch in den Mittleren Lehranstalten nicht eingeführt werden könne.

Da kein Grund für diese Entscheidung angegeben wurde, wandte ich mich dieserhalb schriftlich und mündlich an das Unterrichtsministerium: Man weigerte sich, mir Einsicht in die Berichte der Spezialkonferenzen zu gewähren, sowie den Grund anzugeben, der letzten Endes die oberste Behörde zu ihrem Entscheid bewogen hat.

Aus diesem Verhalten der obersten Unterrichtsbehörde glaube ich schließen zu dürfen, daß an meinem Werk als solchem nichts Wesentliches auszusetzen ist, sondern daß lediglich die auf Veranlassung des Unterrichtsministeriums inzwischen eingetretene Neuregelung des Geschichtsunterrichtes eine Zusammenziehung des dargebotenen Stoffes wünschenswert erscheinen läßt. In dieser Ansicht bestärkt wurde ich durch die Nachricht, daß, ganz meinen ursprünglichen Plänen entsprechend, das Unterrichtsministerium eine Kommission ins Leben zu rufen beabsichtigt, die vorerst Richtlinien für ein spezifisch luxemburgisches Handbuch ausarbeiten soll; dann würde für die Gestaltung je eines Bandes ein Fachmann bestimmt werden. Was den Band Mittelalter betrifft, habe ich mich selbstverständlich sofort gemeldet.

Möge im Jubiläumsjahr 1939, wo von allen Seiten stärker als je der Ruf ertönt nach national-luxemburgischer Zusammenarbeit über alle Weltanschauungen, Parteien und Klüngel hinweg, möge da diese dritte Arbeitsgemeinschaft glücklicher enden als ihre beiden Vorgängerinnen! Zum Nutzen nicht bloß eines Einzelnen, nicht bloß einer Gruppe; sondern zum Frommen unserer gesamten Luxemburger Jugend, unsers ganzen Volkes, unserer heißgeliebten Heimat!

Das wünscht und erstrebt von Herzen

Der Autor.

BILDERNACHWEIS.

Die Bilder des vorliegenden Bandes stammen aus folgenden Quellen:

Herr Pierre Blanc, Ehrenprofessor, Luxemburg, übermittelte die Unterlagen für die Bilder S. 34, 58, 109.

stellte aus eigenen Kompositionen, Zeichnungen und Nachzeichnungen zur Verfügung die

Bilder S. 20, 22, 30, 67, 68, 96, 97, 99, 101, 103, 107, 115.

Staatliches Archiv

Bilder S. 21, 24, 25, 57, 59, 61, 114, 116.

Gemeindeverwaltung Vianden

Bild S. 23.

Staatliche Bildstelle, Berlin

Bilder S. 77.

M. Guizot, L'Histoire de France, racontée à mes petits-enfants (Hachette)

Bilder S. 16, 33, 35, 46, 51, 82, 89, 92.

Propyläen-Weltgeschichte

Bilder S. 37, 71, 75, 76.

M. Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné du mobilier français (Morel, Paris)

Bilder S. 26, 27, 28.

W. Lübke, Die Kunst des Mittelalters (P. Neff, Stuttgart)

Bilder S. 70, 72, 74

A. Malet: Le Moyen-Age (Hachette)

Bilder S. 86 und 113

Der Deutsche Spielmann (Callwey, München)

Bild S. 42

Aus alter und neuer Zeit (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien)

Bild S. 60

Edouard Petit, Histoire Universelle des Pays et des Peuples (Quillet)

Bild S. 64

Gabriel Hanotaux, Histoire de la Nation Française (Plon)

Bild S. 73

INHALTSVERZEICHNIS.

Uebersicht über Band I:

EINLEITUNG

- A. Die keltische Vorzeit
- B. Die Gallo-römische Zeit
- C. Die Völkerwanderung

DAS EIGENTLICHE MITTELALTER

- A. Die Vorherrschaft von Papsttum und Fankenreich
- B. Die Vorherrschaft von Papsttum und deutschem Kaisertum
 - I. Der Niedergang der fränkischen Teilreiche.
 - II. Der Aufstieg Deutschlands.

Band II:

- B. Die Vorherrschaft von Papsttum und deutschem Kaisertum

II. Der Aufstieg Deutschlands (Fortsetzung)

- | | |
|--|----|
| § 72. Die fränkischen Kaiser; Konrad II. | 7 |
| § 73. Heinrich III.; sein Verhältnis zu den inneren und äußeren Feinden | 7 |
| § 74. Heinrichs III. Verhältnis zu Papst und Kirche | 8 |
| § 75. Heinrich IV.; seine Minderjährigkeit | 3 |
| § 76. Reformbestrebungen der Cluniazenser; Reform der Papstwahl durch Hildebrand | 9 |
| § 77. Mißstände in der Kirche | 9 |
| § 78. Gregors VII. Maßnahmen gegen die kirchlichen Mißstände | 10 |
| § 79. Der Ausbruch des Investiturstreites | 11 |
| § 80. Canossa | 11 |
| § 81. Heinrich V.; das Ende des Investiturstreites | 12 |

III. Die Herrschaft des Papsttums und der Kirche.

1. Der erste Kreuzzug; die Blüte des Rittertums.

§ 82. Die Ursachen der Kreuzzüge	14
§ 83. Die Vorbereitungen zum ersten Kreuzzug	15
§ 84. Der Verlauf des ersten Kreuzzuges	15
§ 85. Die Ritterorden	17
§ 86. Die Entstehung des Rittertums	17
§ 87. Die Entwicklung des Rittertums	18
§ 88. Vom Edelknaben zum Knappen	18
§ 89. Eine Ritterburg	19
§ 90. Die Lebensweise einer Ritterfamilie	20
§ 91. Ritterliche Kultur	29
§ 92. Der fahrende Sänger oder Spielmann	30
§ 93. Fehden	31
§ 94. Der Ritterschlag	32
§ 95. Das Turnier	32

2. Der Endkampf zwischen Papsttum und Römisch-Deutschem Kaisertum.

§ 96. <u>Die Hohenstaufen</u> ; der Kampf zwischen Welfen und Waiblingern	36
§ 97. Die Weltherrschaftspläne Friedrich Barbarossas	36
§ 98. Sein Kampf gegen Oberitalien und den Papst	38
§ 99. Die Erwerbung Unteritaliens	39
§ 100. Papst Innozenz	40
§ 101. Innozenz III. tritt den Ansprüchen der Hohenstaufen entgegen	40
§ 102. Fortgang des Kampfes unter Kaiser Friedrich II.	40
§ 103. Der Sieg des Papsttums; die kaiserlose Zeit	41

3. Die politische Vormachtstellung des Papsttums in Europa; die weiteren Kreuzzüge.

§ 104. Die Vormachtstellung des Papstes in den außerdeutschen Ländern	43
§ 105. Der zweite und der dritte Kreuzzug	43
§ 106. Der vierte Kreuzzug	43
§ 107. Kinderkreuzzüge; die drei letzten Kreuzzüge	44
§ 108. Folgen der Kreuzzüge; die Blüte des Rittertums	45
§ 109. Weitere Folgen der Kreuzzüge; das Aufblühen des Handels und des Städtebaus	46

4. Die geistige Vormachtstellung des Papsttums.

§ 110. Die Bettelorden	47
§ 111. Die Bekehrung der Ketzer	47
§ 112. Große Heilige	48

C. Das Hervortreten der Nationalstaaten Bürgertum und Städtewesen

I. Rückblick auf die nationale Entwicklung Englands und Frankreichs.

§ 113. Neue Kräfte	49
§ 114. Rückblick auf England: die dänische Herrschaft; Wilhelm der Eroberer	50
§ 115. Die Bedeutung der Eroberung Englands durch die Normannen	51
§ 116. Der sog. Erste Hundertjährige Krieg	52
§ 117. Der Kampf des englischen Königtums gegen die Fürsten	52
§ 118. Rückblick auf Frankreich; die ersten Kapetinger	53
§ 119. Philipp August	54
§ 120. Ludwig IX. der Heilige	55
§ 121. Wachsender Einfluß Frankreichs auf Lothringen	55
§ 122. Luxemburg unter dem Hause Namür	56
§ 123. Gräfin Ermesinde	56

II. Städtewesen und Bürgertum.

§ 124. Das Entstehen der Städte	60
§ 125. Das Verhältnis der Könige und Fürsten zu den Städten	62
§ 126. Die Arbeitsteilung: das Handwerk	63
§ 127. Die Entstehung der Familiennamen	63
§ 128. Das Aussehen einer Stadt	65
§ 129. Das Leben in den Häusern	65
§ 130. Einige mittelalterliche Plagen: Feuersbrunst, Hunger und Seuchen	66
§ 131. Die Kirchenbauten des Mittelalters: Der romanische Baustil	67
§ 132. Der gotische Baustil	69
§ 133. Das Zunftwesen	78
§ 134. Die Gilden, die Städtebünde	79

III. Das Hervortreten Frankreichs unter Philipp IV. dem Schönen.

§ 135. Das französische Königtum übernimmt die <u>Weltherrschaftspläne</u> des deutschen Kaisertums	80
§ 136. Philipps IV. des Schönen Ausdehnungsbestrebungen	80
§ 137. Philipps des Schönen Streben nach der deutschen Kaiserkrone	80
§ 138. Philipps des Schönen Zusammenstoß mit Papst Bonifaz VIII.	81
§ 139. Das Papsttum unter französischem Einfluß: das Übersiedeln der Päpste nach Avignon; die Aufhebung des Templerordens	83

IV. Der französische Erbfolgekrieg (Hundertjähriger Krieg).

§ 140. Ursachen des französischen Erbfolgekrieges	84
§ 141. Die Erfolge der Engländer während d. ersten Periode d. Krieges	85
§ 142. Die Erfolge der Franzosen während d. ersten Periode d. Krieges	87
§ 143. Die Erfolge der Engländer während d. zweiten Periode d. Krieges	88
§ 144. Erfolge der Franzosen während der zweiten Periode des Krieges; Jeanne d'Arc	89
§ 145. Folgen des französischen Erbfolgekrieges	91

V. Die Ohnmacht Deutschlands und des Deutschen Kaisertums.

§ 146. Allgemeiner Überblick	93
§ 147. Rudolf von Habsburg	93
§ 148. Loslösung der Schweiz von Deutschland	93
§ 149. Heinrich VII., Graf von Luxemburg	94
§ 150. Balduin von Trier und Peter von Aspelt	95
§ 151. Erwerbung Böhmens	95
§ 152. Heinrichs Romfahrt und Tod	95
§ 153. Bürgerkrieg	98
§ 154. Johanns von Luxemburg Verhältnis zu Frankreich	98
§ 155. Johanns Persönlichkeit und Charakter	100
§ 156. Johann und Böhmen	100
§ 157. Johann und Luxemburg	102
§ 158. Johanns schwankendes Verhältnis dem Kaiser gegenüber	102
§ 159. Karl IV. wird deutscher Kaiser	102
§ 160. Charakter und Persönlichkeit	104
§ 161. Karls IV. Verhältnis zum Ausland	105
§ 162. Die Verwaltung des Reiches; die Goldene Bulle	105
§ 163. Die Vermehrung der Luxemburger Hausmacht; Karl IV. und Luxemburg	106
§ 164. Kaiser Wenzel	108
§ 165. Sigismund wird Kaiser	108
§ 166. Das große abendländische Schisma	110
§ 167. Mißstände in der Kirche; Hus	110
§ 168. Das Konzil von Konstanz	111
§ 169. Die Hussitenkriege	111
§ 170. Das Ende der Luxemburger Kaisermacht; die Habsburger Kaiser	111

VI. Der Versuch Burgunds, das alte Lotharingen wiederaufzubauen.

§ 171. Philipp der Gute	112
§ 172. Karl der Kühne	113
§ 173. Das burgundische Erbe	116

VII. Das Ende des Mittelalters.

§ 174. Das Ende der mittelalterlichen Gesellschaftsformen	117
§ 175. Der Fall Konstantinopels	117
§ 176. Die Entdeckung Amerikas	117
§ 177. Die Reformation	118
Nachwort	119
Bildernachweis	123



Band I der vorliegenden Geschichte

wurde gleich nach Erscheinen

als Lehrbuch eingeführt in den Mädchenpensionaten v. Luxemburg-Bahnhof, Wiltz, Diekirch und Ettelbrück.

im Institut Emile Metz, Dommeldingen.

von der Grossh. Unterrichtskommission als Hilfsbuch für die Lehrer empfohlen.

für die Primär- und Oberprimärschulen der Stadt Luxemburg und verschiedener anderer Ortschaften erworben.

von an die 100 Gemeinden des Landes in vielen Exemplaren angekauft und in Schul- und öffentliche Bibliotheken eingestellt.

Urteile aus Fachkreisen und aus der Presse.

Die Oberinnen resp. Fachlehrerinnen verschiedener inländischer Mädchenpensionate schreiben:

„ . . . Wir haben Ihr Werk „Geschichte des Mittelalters“ durchstudiert. Unser Urteil ist vollständig zugunsten des Buches ausgefallen“

Auch der Bilderschmuck des Buches stellt dasselbe in unserer Schätzung weit über „Zur Bensen“, der in dieser Hinsicht dem Kinde gar nichts bietet. Ferner begrüßen wir mit Freuden die Einfachheit des Stiles, die Kürze und Gedrängtheit der Darstellung, die Klarheit der Übersicht. Unsere vierzehnjährigen Schüler werden viel weniger Schwierigkeiten im Lernen haben als im andern Handbuch.“

„Dieses Werkchen habe ich mit Freuden begrüßt, war es doch schon längst mein heißer Wunsch, ein Geschichtsbuch zu besitzen, das von der engeren Heimat ausgeht . . .“

„Nach näherer Einsicht Ihres Werkes haben wir uns entschlossen dasselbe einzuführen, weil es an Klarheit und Übersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt“

„Nach Prüfung des Inhaltes stimme ich den belobigenden Urteilen der Presse u. a. zu“

Dieselben schreiben, nachdem sie das Buch im Unterricht erprobt haben :

„Es freut mich, Ihnen sagen zu können, daß Ihr Handbuch der Geschichte in unserer Schule . . . sehr beliebt ist. Wie ich Ihnen schon im Herbst schrieb, haben die Kinder viel Gefallen an den Bildern; auch die beständige Verknüpfung der allgemeinen Geschichte mit den Geschicken des Vaterlandes ist den Luxemburgern ganz interessant.

. . . Mit großen Hoffnungen sehen wir Ihrem „II. Teil“ entgegen und zweifeln nicht dran, daß das Werk, wie sein Vorgänger, zu unserer größten Befriedigung ausfallen wird.“

„Sie wollen gütigst entschuldigen, daß wir Ihnen erst heute Antwort geben. . . . Wir haben die Rückkehr der Schwester abgewartet, welche in Vla den Geschichtsunterricht erteilt.

Dieselbe hat sich sehr belobigend über den I. Band Ihrer „Geschichte des Mittelalters“ ausgesprochen und erwartet mit Freuden den 2. Band. Wir möchten den Wunsch anknüpfen, auch bald in den Händen unserer Schülerinnen von Va ein Luxemburger Geschichtsbuch zu sehen.“

„ . . . das Buch ist leicht verständlich und zugleich interessant . . . es leistet die besten Dienste.

Ich wünsche, geehrter Herr Professor, daß Sie mit dem II. Band soviel Glück haben wie mit dem I.“

„ . . . Der . . . Versuch Biermanns kann als recht wohl gelungen angesehen werden“

Es ist noch gar nicht abzuwägen, welche große Wohltat uns Biermann durch sein Buch erwiesen hat, denn es gehören Jahrzehnte dazu, die Früchte die auf diese Weise in unsere Jugend gesät wurden, reifen zu lassen“

M. W. in der „Luxemb. Lehrerzeitung“.

„Il (le livre) ne se distingue pas seulement parce qu'il tient compte du point de vue national — c'est surtout un livre de classe, simple et clair. Cet avantage n'est pas moins grand que l'autre.“

N . . . , professeur.

„wenn ich Porta Nigra und Igeler Säule und Nenniger (oder Diekircher) Mosaik als Illustration haben kann, brauche ich die Arena von Nimes oder das Theater von Orange oder den Limes Germanicus oder auch die Caracalla-Thermen nicht heranzuziehen. In die mittelalterliche oder neuzeitliche Geschichte läßt sich im Prinzip der Name Luxemburg mit einem Blick auf Luxemburger Verhältnisse leicht einarbeiten, ohne daß da mehr gestört wird, als ob da Belgier oder Bayern oder sonst was stände. Siegfried und Ermesinde sind uns so wichtige Persönlichkeiten als Bethod der Schyre oder Friedrich der Streitbare oder auch Albrecht der Bär“ Prof. N. Margue im „Lux. Wort“.

„Wenn wir in der allerletzten Zeit auf diesem Gebiet aus der Phase des Planens und Kritisierens herausgekommen sind und den Weg des Realisierens beschrritten haben, so ist das vor allem das Verdienst des jungen Professors Pierre Biermann.“

. . . man ist in Fachkreisen, soweit ich weiß, einstimmig der Ansicht, daß hier der methodische Weg gefunden ist.“

Frantz Clément in der „Lux. Zeitung“.

„Man liest mit Genuß das Bändchen . . . man freut sich, hier eine selten lebendige Zusammenfassung geschichtlicher Geschehnisse zu finden Die Beziehung auf Luxemburg ist so wenig aufdringlich wie nur möglich.“

Das kommt daher, weil Prof. Biermann keineswegs von jenem beschränkten Standpunkt ausgeht, als sei Luxemburg tatsächlich der Nabel der Welt. Vielmehr von der pädagogischen Forderung, vom Naheliegenden zum Fernliegenden fortzuschreiten.“

E. M. im „Escher Tageblatt“.

„Biermanns Versuch ist so gut gelungen, daß dem Buch die Türen unserer Klassensäle offen bleiben müssen“ Prof. H. in der „Obermosel“

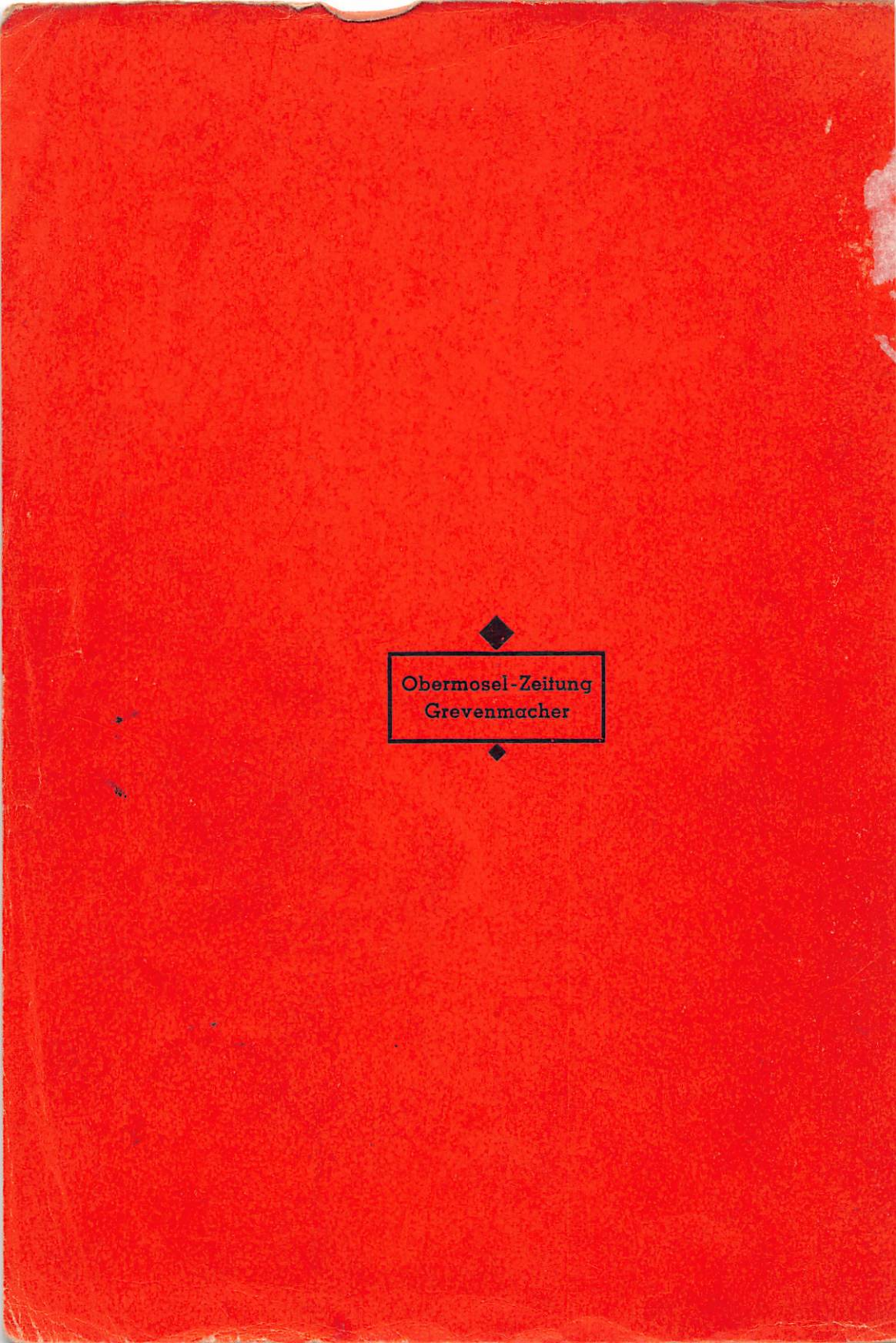
„Dans un langage impeccable, elle nous rend réellement vivants les siècles lointains. Elle se tient à l'écart du double écueil, qui consisterait à faire des événements de notre histoire le centre de l'histoire mondiale ou à les rattacher de façon extérieure aux événements étrangers“

Paul Robert, im „Luxembourg“.

„Man mag an dieses Buch den Maßstab anlegen, den man will, . . . man muß gestehen, daß Biermann damit nicht nur eine pädagogische, sondern auch eine nationale Tat gesetzt hat“

Mit dem Biermannschen Geschichtsbuch sind wir auf dem Gebiete der Schulbuchliteratur um einen bedeutenden Schritt weitergekommen . . . Biermann hat jedenfalls das Verdienst, die Schulweiche auf ein neues Bildungsgeleise gestellt zu haben.“

- x - im „Luxemb. Volksblatt“.



Obermosel-Zeitung
Grevenmacher